

Zehnte Lieferung. **Preis 5 Sgr. oder 18 kr. rh**

Um Szepter und Kronen.

Wohlfeile Ausgabe.

Dritter Band.

Um Szepter und Kronen.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Wohlfeile Ausgabe.

Dritter Band.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

1874.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein heißer Sommerabend lag schwül über der Ebene, welche das stille Dorf Blechow umgab, trübe und schwer hing die glühende Luft vom Himmel herab, welcher, ohne mit Wolken bedeckt zu sein, doch fast grau aussah, und obgleich die Sonne noch ziemlich hoch über dem Horizont stand, malten ihre Strahlen doch einen scharfen, blutrothen Schein auf die trübe Himmelsfarbe. Still war es überall umher. Im Dorfe fehlten die meisten jungen Bursche, welche alle auf die Nachricht, daß die Armee in Göttingen konzentrirt werde, hinausgezogen waren, um die Truppen, sei es dort, sei es auf dem Marsche, zu erreichen, — still war es vor Allem im alten Amtshause, wo der Oberamtmann mit finster gefalteter Stirn im großen Saale auf und nieder ging und von Zeit zu Zeit mit düsterem Blick hinausschaute über den Garten hin in die weite Ebene. Er hatte den Befehl des Königs erhalten, nach welchem

die Beamten ruhig auf ihrem Posten bleiben sollten, er hatte durch die Landdrostei ein Schreiben des Ministeriums erhalten, nach welchem die Verwaltung des Landes von dem preußischen Civilkommissär von Hardenburg übernommen worden — und er hatte dann alle Geschäfte dem Auditor von Bergfeld übergeben und ihm gesagt: „Sie haben Geschäftskenntniß genug, um das Alles zu erledigen, und die Befehle, die von Oben kommen werden, auszuführen, — machen Sie Alles ab und wo Sie meine Unterschrift brauchen, bringen Sie mir die Sachen, — ich will auf dem Posten bleiben und unterzeichnen, weil es der König so befohlen, — aber tragen Sie mir nichts vor, — denn ich will von all' dem Elend nichts hören und mein altes Herz, das schon traurig genug ist, nicht noch mit stündlichen Nadelstichen verwunden. — Nur wenn es darauf ankommt, irgend welche Belastung von den Amtseingesessenen abzuwenden, — dann sagen Sie mir, um was es sich handelt, und der preußische Civilkommissär soll die Stimme des alten Wendenstein eben so deutlich hören, wie sie die hannöverischen Herren Referenten zu hören gewohnt waren!" Damit hatte er die Bureauzimmer verlassen, — seinen Namen geschrieben, wo es nöthig war — und wenig Worte waren über seine Lippen gekommen, seit die Okkupationsregierung das Land beherrschte.

Still und lautlos waltete Frau von Wendenstein im Hause, — sie wartete der Wirthschaft und pünktlich und ordentlich war Alles wie sonst, — zuweilen nur stand die alte Dame in plötzlicher Erstarrung still, den träumenden Blick wie in weite Fernen gerichtet, als folgte sie ihren Gedanken, die da weit hinauszogen über den waldumkränzten Horizont hin, — dann aber nahm sie mit eifriger Hast ihre Thätigkeit wieder auf, ruhelos durch die wohlbekannten Räume eilend, und je rastloser sie schaffte und ordnete, um so mehr schien sie der innern Bekümmerniß Herrin zu werden.

Still war es auch im Pfarrhause. Niemand fehlte dort, ruhig ging Alles seinen gewohnten Gang, — aber es lag doch die Schwüle der Zeit über dem friedlichen Dach und selbst die Rosen im Garten senkten die Häupter ermattet vom brennenden Strahl der Sonne.

Der Pastor war ausgegangen, um einige seiner Pfarrkinder zu besuchen, wie er es stets that, denn er meinte, mit der sonntäglichen Predigt sei es nicht gethan, und der Geistliche, der ein wirklicher guter Hirte und Seelsorger sein wolle, müsse das Wort Gottes auch hie und da im freundlichen Gespräch hineintragen in des täglichen Lebens Freuden und Sorgen.

Helene saß am Fenster und bewegte gleichmäßig die Nadel ihrer Arbeit, — ihr Blick aber richtete sich oft

gedankenvoll hinaus in die Ferne und die Hände sanken müde in den Schooß.

Vor ihr saß der Kandidat Behrmann, schwarz und sauber gekleidet und glatt gescheitelt wie immer, und sein gleichmäßig wie immer zurechtgelegtes Gesicht war heute freundlicher und zufriedener als sonst.

Sein scharfes, beobachtendes Auge folgte dem Blick, den das junge Mädchen nach dem fernen Horizont warf, und um die stockende Unterhaltung nicht ganz fallen zu lassen, sagte er:

„Es ist merkwürdig, welche erdrückende Schwüle heute in der ganzen Natur liegt, man fühlt fast mechanisch den Druck dieser dichten, schweren Atmosphäre!"

„Unsere armen Truppen, — was werden sie leiden müssen bei den Märschen in dieser Hitze!" rief Helene seufzend.

„Ich bin in diesen Tagen doppelt glücklich und zufrieden," sagte der Kandidat, „in dem Gedanken an meinen friedlichen und geistlichen Beruf, der mich so unnützen und im Grunde verwerflichen Anstrengungen und Leiden fern hält, wie sie die Soldaten jetzt ertragen müssen."

„Unnütz und verwerflich!" rief Helene, ihn mit großen Augen ansehend, — „unnütz nennst Du es,

Vetter, für seinen König und für sein Vaterland in's Feld zu ziehen?"

„Nicht im Sinne der Welt," sagte er ruhig und salbungsvoll, „alle diese Leute thun gewiß ihre Pflicht nach ihrem besten Ermessen, — aber der Krieg selbst ist verwerflich, und die Opfer, die man ihm bringt, unnütz, denn was wird dadurch gewonnen? — O es ist gewiß ein besserer und Gott wohlgefälligerer Kampf, mit geistigen Waffen für die Veredlung der Menschen zu streiten, gegen Sünde und Unglauben, — wie Dein Vater es thut, Helene," fügte er hinzu, — „und wie ich es ihm so gern nachthun möchte!"

„Gewiß ist das ein edler Beruf, schön und heilig, — aber darum ist doch der Soldat auch im Dienste Gottes, wenn er für eine gerechte Sache kämpft," — sagte das junge Mädchen eifrig.

„Welche Sache ist die gerechte?" fragte der Kandidat, — „jede Partei ruft im Kriege Gott an — und oft siegt die offenbar ungerechte Sache."

„Für den Soldaten," rief Helene, „ist die Sache die gerechte, welche ihm seine beschworene Pflicht zu vertheidigen gebietet —"

„Gewiß, gewiß," sagte der Kandidat wie beschwichtigend, — „aber," fuhr er fort, — „die Frauen sollten doch mehr Freude an einem friedlichen Beruf, an einer

stillen, segensreichen Wirksamkeit finden, — welche Stütze kann z. B. ein Soldat seinem Weibe und seinen Kindern bieten — jeden Augenblick kann er hinausgerissen werden in die Kämpfe der Großen und Mächtigen der Erde, — er läßt sein Leben für eine Sache, die ihn nicht berührt, und die Seinigen bleiben allein in Noth und Elend."

„Und tragen das stolze Bewußtsein im Herzen, Den, welchen sie beweinen, einen Helden nennen zu dürfen!" rief Helene lebhaft und mit strahlenden Augen.

Der Kandidat warf einen lauernden Blick auf seine Cousine und sprach mit etwas gedämpfter Stimme:

„Ich glaube, der Kampf im Dienste Gottes hat auch sein Heldenthum!"

„Gewiß," antwortete Helene unbefangen, „darum soll jeder Beruf seinen Kreis erfüllen, — und wir," sagte sie lächelnd, „sind da, um zu trösten und zu helfen, wo die Kämpfe des Lebens ihre Wunden schlagen."

Und wieder richtete sich ihr Auge träumerisch in die Ferne.

Nach einigen Augenblicken stand sie schnell auf.

„Ich glaube," sagte sie, „draußen wird die Hitze weniger erdrückend sein, — ich will dem Vater entgegen gehen, er muß bald zurückkommen." Und ihren Strohhut aufsetzend fragte sie: „Gehst Du mit mir, Vetter?"

„Mit großem Vergnügen," antwortete er eifrig — und Beide gingen vom Pfarrhause hinab nach der Straße, dem Dorfe zu.

„Ich habe mich in der kurzen Zeit hier schon so eingelebt," sagte der Kandidat, nachdem sie einige Augenblicke schweigend neben einander gegangen waren, „daß ich es mir ganz gut vorstellen kann, welchen Reiz diese friedliche, stille Abgeschlossenheit auszuüben vermag und wie man hier allmälig die Genüsse der weiteren Kreise entbehren lernt."

„Siehst Du wohl?" sprach sie fast heiter, — „vor Kurzem noch schaudertest Du vor dieser Einsamkeit zurück, — wie ich vor der Unruhe der Stadt. — In Zeiten wie die jetzigen freilich," fügte sie seufzend hinzu, — „ist es hart, hier so abgeschieden von der Welt zu sein, man hört so gar nichts, — wo mag die Armee stehen — und der König," sagte sie lebhaft, — „der arme Herr!"

Der Kandidat schwieg.

„Freilich," sagte er nach einer kurzen Pause, seinen Gedanken fortsetzend und ohne auf ihre Bemerkung einzugehen, — „freilich ist ja hier auch von Einsamkeit nicht die Rede. Die Unterhaltung Deines Vaters in ihrer Einfachheit und doch so reichen Mannigfaltigkeit bietet ja mehr als so viele Kreise der großen Welt —

und Deine Gesellschaft, liebe Helene —" setzte er mit Wärme hinzu. —

Sie sah ihn groß und erstaunt an. „Nun, meine Gesellschaft," sagte sie lächelnd, „kann wohl keinen Ersatz für die Kreise in der Stadt bieten, — meine Gelehrsamkeit —"

„Gelehrsamkeit!" unterbrach er sie lebhaft, — „ist es denn die Gelehrsamkeit, welche die Gesellschaft der Frauen anziehend macht?"

„Bei so gelehrten Herren," sagte sie halb scherzend, „gehört doch etwas davon dazu!"

„Für mich gewiß nicht," rief er, — „gerade die natürliche Einfachheit des Verstandes und des Herzens ist für uns ein Reiz, — der Mann muß die Frau bilden, — erziehen, — nicht sie fertig vorfinden!" rief er, unwillkürlich Ton und Ausdruck belebend.

Ihr Blick hob sich schnell zu ihm empor und senkte sich wieder.

Schweigend gingen sie eine Strecke nebeneinander.

„Helene," sagte er dann, „es ist die Wahrheit, daß ich mich mit dem Gedanken einer stillen und einfachen Wirksamkeit auf dem Lande mehr und mehr befreundet habe, und es ist auch die Wahrheit, daß Deine Gesellschaft viel dazu beigetragen hat."

Sie ging schweigend weiter.

„Wenn man den geistigen Anregungen der größeren Welt entsagen soll," fuhr er fort, — „so muß ein Ersatz dafür da sein, und diesen Ersatz kann mir die Familie, — die Häuslichkeit bieten. Wenn ich hier bleibe, Deinem Vater eine Stütze zu sein in seinem geistlichen Amt, dann würde ich mit doppelter Freudigkeit wirken und arbeiten, wenn auch das eigene Herz die beglückende Blume findet, welche die stille Thätigkeit verschönt."

„Helene," fuhr er lebhaft fort, „würdest Du keine Befriedigung darin finden, mit mir gemeinschaftlich den Lebensabend Deines Vaters zu stützen und zu erheitern und mir in meinem Beruf helfend — beglückend zur Seite zu stehen, — wie Deine Mutter es einst Deinem Vater gethan?" — fügte er hinzu.

Das junge Mädchen blickte fortwährend schweigend zu Boden. Tiefe Athemzüge hoben ihre Brust.

„Vetter —" sagte sie.

„Es ziemt sich nicht für mich, einem Diener der Kirche," fuhr er fort, „zu Dir zu sprechen in jener Weise und in jenem Ton, in welchem man in der Welt die Liebe behandelt und kund gibt, rein und klar muß die Flamme sein, die in dem Herzen eines Geistlichen Platz findet, — aber eine solche Flamme bietet Dir mein Herz, Helene, — und aufrichtig und offen frage

ich Dich, — willst Du annehmen, was mein Herz Dir bietet und glaubst Du darin das ruhige Glück Deines Lebens finden zu können?"

Sie blieb stehen und sah ihm groß und frei in die Augen.

„Deine Worte überraschen mich, Vetter, — ich hätte nicht vermuthet, sie zu hören — und so plötzlich —"

„Das Verhältniß zwischen uns muß klar werden," sagte er, „deßhalb habe ich Dir gesagt, was in meinem Herzen für Dich lebt, — ein Geistlicher muß anders werben, als ein Kind der Welt, — kannst Du darüber erstaunen, — die Tochter eines geistlichen Hauses?"

„Aber Vetter," sagte sie zögernd, — „wir kennen uns ja kaum!"

„Hast Du kein Vertrauen zu mir?" fragte er, „daß ich Dir eine Stütze für's Leben sein könnte?"

Sie blickte zu Boden. Ein tiefes Roth überzog ihr Gesicht.

„Aber — dazu gehört doch auch —"

„Was denn?" fragte er und sein stechender Blick ruhte gespannt auf ihr.

„Die Liebe," flüsterte sie.

„Und die glaubst Du nicht für mich empfinden zu können?" fragte er.

Sie sah ihn wieder groß an. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust und ihr Auge richtete sich einen Augenblick träumerisch in die Ferne. Dann umzog ein leichtes, fast schalkhaftes Lächeln ihre Lippen und leise sagte sie:

„Aber mein Gott, das läßt sich doch nicht so ohne Weiteres vorher wissen!“

„Vorher?“ sagte er — und ein finsterer Ausdruck flog über seine Züge.

„Vetter,“ sprach sie mit treuherzigem Ton und reichte ihm die Hand, „Du meinst es gut mit Deinen Worten — und für mich ist es ja nur schmeichelhaft, wenn Du glaubst, daß ich Deinem Leben Etwas sein könnte, — laß mich Dir also einfach und aufrichtig sagen, — ich glaube, Du täuschest Dich — vielleicht —“ setzte sie freundlich hinzu, — „und es ist ja nicht nöthig, dieß Gespräch heute fortzusetzen, das mich so sehr überrascht hat. Laß mir Zeit, ich verspreche Dir, darüber nachzudenken — und wenn wir uns mehr kennen — Dir zu sagen —“

Er blickte stumm vor sich nieder. —

„O,“ sagte er bitter, — „Dein Herz antwortet schon, — es versteht die einfache Sprache meines Gefühles nicht, — ich verstehe freilich nicht,“ fuhr er fort, „es in Aufregung und Unruhe zu versetzen, ein Geist-

licher ist nicht im Stande, so feurige Gefühle zu erregen, — wie — ein junger Offizier —"

Sie stand still, tiefe Blässe überzog ihr Gesicht und ein stolzer Blick ihres Auges traf ihn.

Er hielt inne, wie unzufrieden mit sich selbst, und seine erregten Züge nahmen wieder ihren gewöhnlichen glatten und ruhigen Ausdruck an.

„Vetter," sagte sie kalt und gelassen, — „ich bitte Dich, dieß Gespräch jetzt nicht fortzusetzen, — prüfe Dich selbst und laß mir Zeit, auch mich zu prüfen. — Mein Vater —"

„Meine Wünsche sind die Deines Vaters," sagte er.

Sie senkte den Kopf — tiefe Traurigkeit zog über ihr Gesicht.

„Mein Vater," sagte sie dann, „kann nicht wünschen, daß ich einen Entschluß fassen soll, ohne mein Herz zu prüfen." —

„Und Du wirst es mir sagen, wenn diese Prüfung geschehen ist?" —

„Ja," sagte sie. — „Doch nun laß mich, — ich bitte Dich darum!"

Ein tiefer Athemzug fuhr durch seine geschlossenen dünnen Lippen, er senkte das Auge zu Boden, schweigend und ernst gingen sie neben einander weiter.

„Da kommt der Vater!" rief Helene und eilte

dem Pastor entgegen, welcher auf einem Seitenwege von einigen abgebauten Häusern des Dorfes zurückkehrte.

Der Kandidat folgte langsam.

„Das ist schön, Kinder," sagte der alte Herr, „daß ihr mir entgegen kommt, — es ist besser, in dieser trüben Zeit, nicht allein zu sein, — im ganzen Dorf herrscht Sorge und Bekümmerniß um die Abwesenden, — um so mehr, als eine Nachricht durch das Land zieht, die Alle in die höchste Spannung versetzt —"

„Was für eine Nachricht denn, Papa?" rief Helene, — „doch keine traurige —"

„Fröhlich und traurig zugleich," sagte der Pastor, — „es sei eine große Schlacht gewesen, sagt man sich von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, — unsere Armee habe glänzend gesiegt, — aber es sei viel, viel Blut vergossen!"

„O, das ist entsetzlich!" rief Helene mit dem Ausdruck lebhaftester Bewegung und faltete die Hände. Das scharfe Auge des Kandidaten ruhte forschend auf ihr, aber sie bemerkte es nicht, ihr Blick sah starr in's Leere.

„Nun wissen die Leute nicht," sagte der Pastor ruhig fortsprechend, „welchem Gefühl sie sich hingeben sollen, der Freude über den Sieg oder der Angst um ihre Söhne und Brüder."

„Wie gut ist es,“ sagte der Kandidat, „wenn man kein Familienglied bei der Armee hat, — man bleibt frei von der Angst und Sorge —“

„Du bist nicht, wie ich, seit Jahren mit einer Gemeinde verwachsen,“ antwortete der Pastor ernst, „die in allen ihren Gliedern meiner Seele so nah steht wie leibliche Verwandte, — ich fühle das Leid meiner geistlichen Familie so tief mit, als hätte es mich selbst getroffen.“

Helene ergriff in unwillkürlich rascher Bewegung die Hand ihres Vaters und drückte einen Kuß darauf. Der alte Herr fühlte eine Thräne auf seine Hand fallen. Sanft lächelnd sagte er:

„Du, mein liebes Kind, fühlst auch diese Leiden unserer Gemeinde mit, — ich weiß es, — Du bist ja unter ihnen Allen aufgewachsen!“

Helene bedeckte die Augen einen Augenblick mit ihrem Taschentuch und schluchzte leise.

Ein böser, feindlicher Seitenblick blitzte aus dem Auge des Kandidaten zu ihr hinüber, während ein kaltes, höhnisches Lächeln um seine Lippen spielte.

„Ich wollte zum Oberamtmann gehen,“ sagte der Pastor, „dort müssen sie wohl am ersten bestimmte Nachrichten haben, — und sie werden auch recht in Sorge um den Lieutenant sein, — die arme Frau von Wendenstein! — Begleitet mich zum Amtshause, Kinder!“

Und sie schlugen den Weg zu der Anhöhe ein, auf welcher das alte Haus zwischen den hohen, dunkeln Bäumen lag.

Helene hatte den Arm ihres Vaters ergriffen und in unwillkürlicher Eile beschleunigte sie ihre Schritte.

Sie stiegen die Anhöhe hinauf und traten in die offene Vorhalle, wo die alten mächtigen Eichenschränke so still und würdig dastanden wie immer, und die alten Gemälde so ernst und feierlich aus ihren Rahmen blickten, als gäbe es gar keinen Wechsel und keine Sorgen und Leiden in der Welt der lebenden Menschen.

In dem großen Gartensaal schritt der Oberamtmann in gleichmäßigem Schritt auf und nieder, Frau von Wendenstein saß auf ihrem Platz vor dem großen Tische und ihre Tochter neben ihr, — es war Alles wie sonst, und doch lag die Zeit schwer und angstvoll auf allen Mienen, in allen Herzen.

Stumm reichte der Oberamtmann dem Pfarrherrn die Hand, still begrüßte Frau von Wendenstein die Eintretenden und schweigend umarmten sich die jungen Mädchen.

„Es gehen Gerüchte durch das Land von einer großen Schlacht und einem großen Siege," sagte der Pastor, — „ich hoffte, vielleicht hier etwas Bestimmtes erfahren zu können?" —

„Ich habe keine Nachricht,“ sagte der Oberamtmann finster, — „auch ich weiß nur, was die Tradition von Mund zu Mund hieher getragen, — Etwas wird gewiß daran wahr sein, — hoffen wir, daß die Siegesnachricht sich bestätigt!“

Von seiner Sorge sprach er nicht und von der Angst seines Herzens, das an den Sohn dachte, der im fernen Felde stand, — aber ein inniger Blick voll Theilnahme flog unter seinen zusammengezogenen Augenbrauen hervor zu seiner Gattin hinüber.

„Was ist doch die Welt für ein sonderbares Ding,“ sagte diese, indem sie leise das Haupt schüttelte, — „sonst in ruhigen Zeiten hebt der Dampf und der Telegraph alle Entfernungen auf und die Nachrichten über die unbedeutendsten Dinge fliegen von einem Ende der Erde zum andern, — und jetzt, wo so viele Herzen in banger Sorge und Unruhe sich quälen, verpflanzen sich die Nachrichten unsicher und langsam von Mund zu Mund, wie in den alten, längst vergangenen Zeiten!“

„Das sind die stolzen Gebäude des Menschengeistes!“ sagte der Pastor, — „wo Gottes Hand in die Geschicke der Völker greift, da steht der Mensch schwach und einsam da, und aller Fortschritt der Welt versinkt. Aber daß es Gottes Hand ist, welche hier waltet, muß uns trösten, der Herr hat die Macht, zu

schützen und zu erhalten, — er hat auch die Macht, die Wunden zu heilen, welche seine Hand schlägt!"

Mit frommem, ergebenen Ausdruck und gefalteten Händen hörte Frau von Wendenstein die Worte des Geistlichen, — aber eine Thräne perlte in ihrem Auge und bewies, wie tief die bange Ungewißheit auf ihrem Herzen lastete.

„Von der Armee habe ich keine Nachrichten," rief der Oberamtmann, — „aber von Hannover habe ich einen Brief meines Sohnes erhalten. — Er erzählt von der preußischen Verwaltung — und lobt sehr die Ordnung und Pünktlichkeit derselben," fügte der alte Herr mit einer gewissen Bitterkeit hinzu.

„Die Herren in Hannover mögen in großer und peinlicher Verlegenheit sein," sagte der Pastor, — „dort treten die politischen Rücksichten weit mehr in den Vordergrund, als hier auf dem Lande, — und es mag gewiß schwer sein, dort die Pflicht des hannöverischen Dienstes mit den Nothwendigkeiten der Lage zu vereinigen."

„Es scheint, daß die Herren Referenten das sehr leicht zu vereinigen wissen," sagte der Oberamtmann finster, — „es ist gewiß richtig, daß die preußische Verwaltung vortrefflich, prompt und pünktlich ist, — aber es will mir doch nicht in den Kopf, daß man in

diesen Tagen für diese Vorzüge so besondere Bewunderung empfindet. — Nun, die Jugend ist eben anders, als wir es waren zu meiner Zeit!" —

Eilig und mit aufgeregtem Ausdruck trat der Auditor von Bergfeld in den Salon.

„Nun, was bringen Sie Neues aus Lüchow?" rief ihm der Oberamtmann entgegen, und in stummer Frage ruhten alle Blicke auf dem bewegten Gesicht des jungen Mannes.

„Es ist wahr!" rief er, — „eine Schlacht hat stattgefunden — bei Langensalza — und unsere Armee hat gesiegt!"

„Gott sei Dank," rief der Oberamtmann, — „und ist sie glücklich nach Süden vorgedrungen?"

„Leider nein!" sagte der Auditor trübe, — „am Tage nach der Schlacht waren unsere tapfern Truppen von einer überwältigenden Uebermacht umzingelt, — man hat kapituliren müssen!"

Finster blickte der Oberamtmann vor sich hin. — „Der König ist gefangen?" fragte er.

„Nein," sagte der Auditor, — „der König ist frei, die Kapitulation ist sehr ehrenvoll, die Offiziere kehren mit Waffen und Pferden zurück! — Aber," fuhr er fort, — „es sind viele Verwundete da, in Hannover haben sich Komites gebildet, — die Lebensmittel sind

selten, man bittet um Leinenzeug, Brod und Fleisch aller Art —"

„Sofort soll Alles verpackt werden, was sich im Hause vorfindet!" rief der Oberamtmann lebhaft, — „die Verwundeten müssen das Beste haben, mein Keller soll geleert werden." —

Frau von Wendenstein war aufgestanden und näherte sich ihrem Gatten.

„Laß mich die Sachen hinbringen!" sagte sie bittend.

„Wozu das?" rief der Oberamtmann, „Du kannst dort nichts nützen — und wenn Karl wiederkommt, so —"

„Wenn er wiederkommt!" rief die alte Dame, in lautes Schluchzen ausbrechend.

„Wir werden ja bald Nachrichten erhalten," sagte der Oberamtmann, „und bis dahin —"

Ein Geräusch von Stimmen auf dem Vorflur ließ sich hören.

Johann trat ein und sagte: „Der alte Deyke ist da, — er wünscht den Herrn Oberamtmann zu sprechen."

„Herein, herein!" rief der alte Herr — und unter die aufgeregte Gruppe trat der alte Bauer Deyke, feierlich und würdig wie immer, — aber ein tieferer, finsterer Ernst lag auf seinen scharfen Zügen.

„Nun, lieber Deyke," rief der Oberamtmann, —

„habt Ihr die Nachrichten gehört, kommt Ihr zu besprechen, was wir thun sollen, um am schnellsten unsern braven Soldaten zu senden, was ihnen noth thut?"

„Ich habe einen Brief von meinem Fritz erhalten," sagte der Bauer ernst, indem er ehrerbietig die Hand ergriff, welche der Oberamtmann ihm bot.

„Nun, wie geht es ihm, dem braven Jungen?" rief der alte Herr.

„Hat er meinen Sohn gesehen?" fragte Frau von Wendenstein, mit ängstlicher Spannung in das Gesicht des Bauern blickend.

„Er hat den Herrn Lieutenant gefunden!" sagte dieser lakonisch.

„Und mein Sohn — lebt!" rief Frau von Wendenstein zögernd, als fürchte sie die Frage auszusprechen, deren Beantwortung die innersten Saiten ihres Herzens berühren mußte.

„Er lebt!" sagte der alte Deyke. — „Ich möchte den Herrn Oberamtmann um ein paar Worte unter vier Augen bitten," — fügte er dann zögernd hinzu.

„Nein!" rief Frau von Wendenstein heftig, auf den Bauern zutretend, — „nein, nicht unter vier Augen, — Deyke, Ihr habt noch Schlimmes zu sagen, — aber ich will es hören, ich bin stark, jede Nachricht zu hören, — nur die Ungewißheit kann ich nicht er-

tragen, ich bitte Dich," — sagte sie, innig zu ihrem Mann aufblickend, — „laß mich hören, was er zu sagen hat."

Der Oberamtmann stand unschlüssig.

Langsam trat der Pastor heran.

„Lassen Sie Ihre Frau hören, was es auch sei, mein alter Freund," sagte er ernst und ruhig, — „Ihr Sohn lebt, das ist das Erste und Wichtigste, — was noch kommen mag, kann so schlimm nicht sein, daß ein so frommes und treues Herz, wie das unserer Freundin, es nicht hören könnte."

Dankbar sah Frau von Wendenstein zu dem Geistlichen empor.

Der alte Deyke zog langsam ein Papier hervor.

„Wenn der Herr Oberamtmann vielleicht den Brief meines Sohnes —"

„Gebt!" sagte der Pastor, — „es ziemt dem Diener des Herrn und dem alten Freunde des Hauses, diese Botschaft mitzutheilen."

Und er nahm den Brief und trat an das Fenster, durch welches das letzte Licht des sinkenden Tages in den Saal fiel.

Frau von Wendenstein hing mit weit geöffneten Augen an seinen Lippen, — Helene saß, den Kopf in die Hand gestützt, ruhig und scheinbar theilnahmlos

am Tische, ihr Auge erhob sich nicht und blickte starr vor sich hin, man hätte zweifeln können, ob sie von alledem etwas sah und hörte, was um sie her vorging.

Langsam las der Pastor:

„Lieber Vater!

Ich gebe Euch gleich Nachricht, wie es mir geht, und Gott sei Dank bin ich gesund und munter; ich habe die Armee in Langensalza getroffen und bin bei den Gardekürassieren eingestellt und habe die große Schlacht mitgemacht und bin im Feuer tüchtig gewesen, aber ich bin ganz gesund und wohl. Gesiegt haben wir und zwei Kanonen genommen und viele Gefangene, — aber heute sind wir umzingelt von großer Uebermacht und die Generale haben gesagt, wir könnten nicht marschiren. Da hat der König kapitulirt und Alle kehren in die Heimat zurück. Mir bricht fast das Herz, wenn ich alle die braven Soldaten mit dem weißen Stab in der Hand nach Hause gehen sehe, — und sie sehen gar nicht so elend und marode aus.

Nun, lieber Vater, muß ich Euch sagen von dem Herrn Lieutenant von Wendenstein, bei dem ich noch hier bleiben muß, denn er ist schwer verwundet und ich kann ihn nicht allein lassen. Ich habe ihn auf dem Schlachtfelde gefunden und dachte, er wäre todt, aber Gott sei Dank ist es nicht so schlimm, und der Doktor

hat die Kugel herausgezogen und sagt, er würde leben bleiben, wenn er nur die Kraft hätte, das Fieber auszuhalten. Ich bin mit ihm bei dem Bierbrauer Lohmeier, einem braven Mann, obgleich es ein Preuße ist, und der Lieutenant wird gut gepflegt. Mein Wirth besorgt mir auch diesen Brief durch einen Bekannten bei der Feldpost. Geht nur gleich zum Herrn Oberamtmann und sagt es ihm und um mich sorgt Euch nicht, denn mir geht es ganz gut.

Euer Sohn

Fritz.

Geschrieben am 28. Juli 1866."

Der Pastor schwieg.

Langsam trat der Oberamtmann zu seiner Frau, legte den Arm um ihre Schultern, küßte sie auf die grauen Locken und sagte:

„Er lebt! — mein Gott, ich danke Dir!"

„Doch nun darf ich hin zu ihm?" fragte Frau von Wendenstein.

„Und ich?" rief ihre Tochter.

„Ja!" sagte der alte Herr, — „und ich wollte, ich könnte euch begleiten, — aber ich wäre da doch nichts nütze!"

Helene war aufgestanden. Mit langsamem, festem Schritt trat sie zu Frau von Wendenstein und sprach, indem ihre Augen in wunderbarem Glanz leuchteten:

„Darf ich Sie begleiten? — wenn mein Vater es erlaubt?“

„Du, Helene?!“ rief der Pastor.

„Unsere braven Soldaten bedürfen der Pflege,“ — sagte das junge Mädchen, den Blick fest auf ihren Vater richtend, — „und Du hast mich gelehrt, den Leidenden zu helfen. Wolltest Du mir nicht erlauben, in dieser großen Zeit auch meine Pflicht zu thun?“

Der Pastor sah seine Tochter freundlich an. „So geh' mit Gott, mein Kind,“ sagte er, und zu Frau von Wendenstein gewendet fügte er hinzu: „Sie werden meine Tochter unter Ihren Schutz nehmen?“

„Von ganzem Herzen!“ rief die alte Dame und schloß die Tochter des Pfarrers in ihre Arme.

Schweigend hatte der Kandidat Behrmann die ganze Szene mit angesehen.

Er biß sich auf die Lippen, als Helene ihren Entschluß aussprach, Frau von Wendenstein zu begleiten, ein bleicher Blitz zuckte aus seinem Blick, — dann aber nahm sein Gesicht gehorsam wieder die glatten, lächelnden Züge an, — er trat vor und sprach mit sanfter Stimme:

„Ich bitte die gnädige Frau um Erlaubniß, sie auf ihrer Reise begleiten zu dürfen, — es wird immerhin gut sein, einen männlichen Schutz zu haben und dann glaube ich, daß dort an der Stätte des blutigen

Kampfes auch der geistliche Zuspruch erwünscht und willkommen sein wird. — Ich glaube, daß ich dort nützlicher sein kann, als hier, — wo so lange, bis ich wiederkehre, mein Oheim wie bisher die Geschäfte seines Amtes allein wird versehen können."

Er blickte demüthig und bescheiden auf den Oberamtmann und seinen Oheim, eine Antwort auf seinen Vorschlag erwartend.

„Das ist ein guter und richtiger Gedanke, mein lieber Neffe," sagte der Pastor, ihm die Hand reichend, — „dort ist ein Feld ernster und segensvoller Thätigkeit für Dich und ich will hier schon inzwischen allein fertig werden." Der Oberamtmann war erfreut, für seine Damen eine schützende Begleitung gefunden zu haben, und Frau von Wendenstein dankte dem Kandidaten herzlich dafür, daß er ihr die Reise zu ihrem leidenden Sohne erleichtern wollte.

Helene hatte, als ihr Vetter seinen Wunsch aussprach, die Damen zu begleiten, wie erschrocken aufgeblickt, dann aber schweigend und mit niedergeschlagenen Augen das fernere Gespräch angehört, ohne mit einem Worte oder Blick die geringste Theilnahme daran zu verrathen.

Emsiges und bewegtes Leben kam nun plötzlich in das alte Amtshaus.

Frau von Wendenstein eilte ordnend und leitend

durch die wohlbekannten Räume, hier ihrer Tochter die Sachen bezeichnend, welche in den Reisekoffer verpackt werden sollten, — dort Lebensmittel, Wein, Zucker und Erfrischungen aller Art auswählend, dann wieder den Dienstboten Anweisungen ertheilend, wie es während ihrer Abwesenheit gehalten werden sollte, — alle jene dumpfe Erstarrung, welche die letzten Tage über auf der alten Dame gelegen hatte, war verschwunden, rüstig und mit leuchtenden Augen eilte sie umher, und wer sie so gesehen hätte, der hätte glauben müssen, daß ein großes Fest sich im Hause vorbereite.

Helene war mit ihrem Vater und dem Kandidaten in das Pfarrhaus zurückgekehrt, um die kurzen Vorbereitungen zur Reise zu treffen, und noch nicht zwei Stunden nachdem die Abreise beschlossen war, stand der bequeme Wagen des Oberamtmanns mit den wohlgenährten, kräftigen Pferden vor dem großen Eingange des Amtshauses.

Frau von Wendenstein umarmte ihren Gatten lange und innig, — es war seit Jahren das erste Mal, daß Beide sich auf längere Zeit trennten. Er legte die Hand auf ihr Haupt und sprach: „Gott segne Dich und führe Dich mit unserem Sohne zurück.“

Der alte Deyke war da und eine Menge Bauern des Dorfes waren auch da mit ihren Frauen und

Töchtern, denn blitzschnell hatte sich die Nachricht verbreitet, daß die Frau des Oberamtmanns mit ihrer Tochter hinreise, um den verwundeten Sohn zu pflegen, und daß die Pfarrerstochter und der neue Kandidat sie begleiten. Sie waren Alle gekommen, um Abschied zu nehmen, und Jedem reichte Frau von Wendenstein die Hand, Jedem versprach sie freundlich Nachricht einzuziehen über diesen oder jenen Angehörigen, der bei der Armee stand. Was der Wagen fassen konnte, wurde noch eingepackt von den Gaben der Liebe, welche Jeder nach seinem Vermögen herbeibrachte, und alle Häupter entblößten sich, als endlich der Wagen davon fuhr, kein Ruf aber erscholl, kein lautes Wort wurde hörbar und still gingen Alle zurück in ihre Häuser, in banger Sorge den Nachrichten entgegensehend, welche die nächsten Tage über Tod oder Leben der Ihrigen bringen mußten.

Still kehrte der Oberamtmann mit dem Pfarrer in das Amtshaus zurück, und die beiden alten Herren saßen noch lange einsam bei einander. Sie sprachen wenig und doch war ihre Gesellschaft ein gegenseitiger Trost für sie in der schweren Zeit. Der Oberamtmann ließ einen Blick durch den Saal schweifen, der ruhig und freundlich dalag wie immer, — als er aber auf den Platz sah, auf welchem seine Frau zu sitzen pflegte,

als er der muntern Stimmen gedachte, die sonst hier erklungen waren, und dann hinausdachte in die Ferne, wo sein Sohn vom Tode bedroht lag, da legte sich ein feuchter Nebel vor sein Auge, er drückte die Lider zusammen und ein heißer Tropfen fiel auf seine Hand nieder.

Rasch stand er auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab.

Der Pfarrer erhob sich.

„Mein verehrter alter Freund," sagte er, „in einem Augenblick, wie der jetzige, darf auch ein Mann wie Sie sich einer Thräne nicht schämen! — Es ist spät, suchen wir die Ruhe, — auch diese Tage werden vorübergehen!"

Der Oberamtmann blieb stehen, reichte dem geistlichen Herrn die Hand und blickte ihn an, indem ein blinkender Tropfen über seine Wange herabrann.

„Beten Sie zu Gott," sagte er leise, „daß er mir den Sohn erhalte!"

Der Pastor war fortgegangen, still war es im Amtshause geworden und dunkel lag die Nacht darüber, aber noch lange schien das Licht aus dem Fenster des Oberamtmannes und die Domestiken hörten bis zum Morgengrauen den festen, gleichmäßigen Schritt des alten Herrn durch das stille Haus hallen.

Sechzehntes Kapitel.

Während im Norden Deutschlands sich die Katastrophe vollzog, welche dem welfischen Hause so verhängnißvoll werden sollte, erwartete man in Wien noch Alles von der Entscheidung der Waffen, die man in Böhmen von einem Tage zum andern voraussah. Die österreichischen Waffen waren in Italien, jenem Studienfelde der österreichischen Generalstabsoffiziere, siegreich gewesen, die Schlacht von Custozza war gewonnen und neue Zuversicht erfüllte die Wiener auf den Sieg in Deutschland.

Die Wiener hatten ihr Vertrauen auf den Feldzeugmeister Benedek, den Mann des Volkes, gesetzt und sie erwarteten in ihrer leichten, sanguinischen Art von ihm jeden Erfolg; — verschwunden waren bei den Meisten jene ängstlichen Zweifel, welche sie noch vor Kurzem in Unruhe versetzt hatten, — die Waffen Oesterreichs waren ja in Italien siegreich gewesen, — das Glück wendete seine Gunst dem Kaiserstaat zu — und mit Spannung,

aber freudiger Zuversicht sah man den Nachrichten aus Böhmen entgegen; man erwartete mit Bestimmtheit einen großen Sieg.

Anders freilich und nicht so zuversichtlich sah es in der Staatskanzlei am Ballhausplatz und in der Hofburg aus.

Graf Mensdorff war trübe und niedergeschlagen; die Nachrichten aus Italien hatten seine düsteren Befürchtungen nicht beseitigen können und nur mit mattem Lächeln hatte er die Glückwünsche wegen des Sieges von Custozza beantwortet. Der Kaiser schwebte zwischen Furcht und freudiger Hoffnung: die Erfolge in Italien ließen in seinem Herzen die hohen und stolzen Erinnerungen von Novara wieder anklingen und eine weite, glänzende Aussicht öffnete sich vor seinem Blick. Aber wenn die Zweifel, die Mahnungen des Feldzeugmeisters Benedek an ihn herantraten, dieses einfachen Generals, der sich wenig mit strategischen Operationen abgegeben hatte, der es nur verstand, die Truppen gegen den Feind zu führen und zu schlagen, der aber fortwährend behauptete, mit diesen Truppen, in der Verfassung, in welcher er sie gefunden, den Feind nicht schlagen zu können, — dann trat eine tiefe Bangigkeit an sein Herz heran und in schwerer Sorge sah er der Zukunft entgegen.

Während so ganz Wien in fieberhafter Unruhe und

Bewegung war, während Jeder wünschte, der Zeit Flügel zu verleihen, um die Entscheidung der Zukunft näher zu rücken, lag Frau Antonie Balzer in ihrem stillen Boudoir auf dem schwellenden Sopha. Die Vorhänge waren geschlossen trotz der großen Hitze und eine schwüle Dämmerung herrschte in dem von den verschiedenartigen geheimnißvollen Parfüms durchdufteten Raum, jenen Parfüms, welche die Wohnung einer eleganten und schönen Frau erfüllen und von denen man nicht weiß, was sie enthalten, welche aber wie ein unsichtbares Fluidum die Luft mit magnetischem, sympathischen Reiz durchströmen.

Die junge Frau lag da, schlaff ausgestreckt, und in ihren Zügen sah man weder die liebevolle Hingebung, mit welcher sie Herrn von Stielow empfangen hatte, noch jene eisige und stolze Kälte, welche sie ihrem Gatten entgegenzusetzen pflegte.

Düster starrten ihre großen Augen in's Leere und ein Ausdruck von abgespannter, trauriger Müdigkeit lag auf ihren Zügen.

Eine Menge verschlossener Briefe und Telegramme lag auf einem kleinen Tische neben ihr.

Ihre perlmutterweißen Hände spielten nachlässig mit einem kleinen Bologneserhündchen, welches zusammengekauert in ihrem Schooße lag.

„Ich habe mich für stark gehalten," flüsterte sie vor sich hin, — „und doch — kann ich ihn nicht vergessen!" —

Sie sprang auf, legte den kleinen Hund auf ein Kissen und ging langsam im Zimmer auf und ab.

„Welch' eine wunderbare Organisation ist doch die menschliche Natur!" rief sie leidenschaftlich und zornig. „Ich habe geglaubt stark zu sein, — ich habe mir vorgenommen zu herrschen, hinaufzusteigen auf dieser bunten Leiter des Lebens, ohne mich aufhalten zu lassen durch die Rücksichten und Gefühle der gewöhnlichen Welt, — und nun, da die erste Sprosse der Leiter sich meinem Fuße bietet, blicke ich rückwärts, — mein Herz weint, ich bin krank vor Liebe und Sehnsucht, — wie eine kleine Nähmamsell," stieß sie mit zornigem Ausdruck hervor, indem ihr niedlicher Fuß heftig auf den weichen Teppich trat.

Sie starrte vor sich hin.

„Und warum?" sprach sie sinnend, — „warum kann mein Herz den nicht vergessen, der sich so schnöde von mir gewendet, der mich so verächtlich aufgegeben? — Dieser Graf Rivero, — er bietet mir, was ich ersehnte, er ist ein Mann, der auf den Höhen der Welt steht und der mit mächtiger Hand in die Fäden greift, welche das Schicksal der Menschen lenken, — warum

liebe ich ihn nicht? — ich könnte glücklich sein! — Und Jener," fuhr sie fort, indem ihr Auge sich mit feuchtem Schimmer überzog und ihre Arme sich leicht erhoben, — „Jener, nach dem alle Schläge meines Herzens verlangen, den ich zurückrufe in den einsamen Stunden der Nacht, den meine Arme suchen in der leeren Luft, — wer ist er? — ein Kind, — ein Geist, der weit unter mir steht, — und doch — o er ist so schön, — so rein!" rief sie — die Hände wie nach einem Bilde ausstreckend, das sich ihrem innern Blick zeigte, — „ich liebe ihn, — ich bin Sklavin meiner Liebe!"

Und sie sank ermattet in einen weiten Fauteuil, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

Längere Zeit saß sie so da, unbeweglich, und nur die heftigen Athemzüge, welche aus ihrer wogenden Brust hervordrangen, unterbrachen die tiefe Stille in dem halbdunkeln Gemach.

Dann sprang sie wieder auf. Blitzendes Feuer loderte in ihren Augen — der Medea gleich stand sie da mit zuckenden Lippen und mit heiserer Stimme rief sie:

„Sie aber, die ihn mir entrissen — könnte ich den Blitz der Vernichtung auf sie schleudern, — jene vornehme Dame, die von der Wiege an alles Glück des Lebens genossen, die im goldenen Schimmer die freund-

liche Welt um sich gesehen, — die Alles — Alles gehabt hat, was mir versagt war, — soll sie schwelgen in dieser Liebe, — die ich verloren?" —

Sie öffnete hastig ein kleines Kästchen von inkrustirtem Ebenholz und nahm daraus eine Photographie im Visitenkartenformat.

Lange betrachtete sie dieselbe mit glühenden Blicken.

„Welche einfachen, nichtssagenden Züge!" — rief sie, — „wie lauwarm, wie langweilig muß diese Liebe sein — kann sie ihn glücklich machen, ihn, der den glühenden Schlag meines Herzens gefühlt, — der in meinen Armen empfunden hat, was Liebe heißt?!"

Und mit krampfhaftem Griff drückte sie das Bild zusammen.

Die Glocke des Vorzimmers ließ sie aus ihrer starren Träumerei emporfahren, — rasch warf sie das zerknitterte Bild in das Kästchen zurück und zwang ihr Gesicht zu seinem gewöhnlichen kalten und ruhigen Ausdruck.

Unmittelbar hinter der meldenden Kammerjungfer trat der Graf Rivero in das Zimmer — in untadelhafter Eleganz wie immer, kalt, ruhig und freundlich, das Lächeln des Weltmannes auf den Lippen.

Mit leichtem, elastischem Schritt näherte er sich der jungen Frau und drückte seine Lippen leicht auf ihre

Hand, — nicht mit der feurigen Inbrunst des Liebhabers, — auch nicht mit der achtungsvollen Ehrerbietung des vornehmen Mannes einer Dame der großen Welt gegenüber, — es lag in der Begrüßung des Grafen eine gewisse gleichgültige Vertraulichkeit, deren verletzender Eindruck nur durch die eigenthümliche Eleganz und Höflichkeit gemildert wurde, welche jede seiner Bewegungen auszeichnete.

Sie schien dieß zu empfinden und ein kalter, fast feindlicher Blick traf ihren Besucher.

„Wie haben Sie geschlafen, meine schöne Freundin," sagte der Graf lächelnd, „wahrhaftig, man sollte nicht glauben, daß die ganze Welt in Sorge und fieberhafter Unruhe zittert, wenn man in dieß dunkle und stille Asyl tritt!"

„Es sind viele Briefe und Depeschen angekommen!" sagte sie ruhig, indem sie auf den kleinen Tisch neben ihrem Ruhebett deutete.

„Sind Sie sicher," fragte der Graf, „daß diese starke Korrespondenz keine Aufmerksamkeit erregt?"

Sie lächelte kalt.

„Man ist hier gewöhnt, daß ich viele Briefe erhalte, und ich glaube nicht, daß man bei mir die Fäden ernster Angelegenheiten sucht."

Der Graf trat an das Fenster und schob einen der

geschlossenen Vorhänge zurück, so daß das volle Licht in das Zimmer fiel. Dann zog er den Tisch mit den Briefen an das Fenster und begann sie einen nach dem andern zu öffnen, während die junge Frau sich schweigend in einen Lehnstuhl sinken ließ.

Der Graf zog ein Portefeuille aus der Tasche, nahm daraus einige kleine Hefte, welche verschiedene Chiffres enthielten, und begann mit Hülfe derselben die Briefe zu entziffern.

Der Inhalt mußte ihn in hohem Grade befriedigen, denn ein Ausdruck leuchtender Genugthuung strahlte von seinem Gesicht und mit stolzem Blicke erhob er sich, nachdem er seine Lektüre beendet.

„Ich sehe das Werk sich seiner Vollendung nahen,“ sprach er halb zu sich, halb zu Frau Balzer, — „bald wird der Bau der Lüge und Bosheit zertrümmert daliegen und die Wahrheit und das Recht werden wieder triumphiren!“

„Und was wird aus mir?“ fragte die junge Frau, den Kopf leicht nach dem Grafen hinwendend.

Dieser trat zu ihr, setzte sich neben ihr Ruhebett und sprach mit vornehmer Höflichkeit, ihre Hand küssend, die sie ihm regungslos überließ:

„Sie haben an einem großen und ernsten Werke mitgewirkt, meine schöne Freundin, und haben demselben

sogar sehr wesentliche Dienste geleistet, indem Sie die geheime Korrespondenz vermittelten und mir es möglich machten, den Schein des einfachen Weltmanns und Touristen zu bewahren, — ich verspreche Ihnen eine unabhängige und glänzende Stellung. Das Wie überlassen Sie mir, — ich hoffe, Sie trauen meinem Worte?"

Sie sah ihn mit einem scharfen Blick an und sprach: „Ich zweifle nicht, daß Sie Ihre Versprechungen halten wollen und halten können."

„Außerdem," fuhr er fort, — „bleibt noch viel, viel zu thun übrig, wenn auch das nächste und erste Ziel erreicht ist, und ich denke Ihrem Geiste und Ihrer Thatkraft noch größere und reichere Gebiete zu öffnen, — wenn Sie ferner meine Verbündete bleiben wollen?" —

„Ich will es," antwortete sie, — dann hob ein tiefer Athemzug ihre Brust, ein flüchtiges Roth überzog ihre Wangen und indem ein zitterndes Feuer in ihrem Auge aufblitzte, fügte sie hinzu: — „ich habe einen Wunsch —"

„Sprechen Sie!" sagte er mit dem galanten Ton des Weltmannes, — „wenn es in meiner Macht steht, ihn zu erfüllen —"

„Ich glaube, daß es in Ihrer Macht steht — denn ich habe so viel Proben dieser Macht gesehen, daß ich großes Zutrauen zu derselben habe —"

„Nun?" fragte er, den Blick forschend auf sie gerichtet.

Sie schlug die Augen vor diesem Blicke nieder, legte die Fingerspitzen ihrer beiden Hände aneinander und sprach leise mit fast schüchternem Ton:

„Geben Sie mir Stielow wieder!" —

Ein lebhaftes Erstaunen, mit einem Schatten von Unmuth gemischt, malte sich in seinen Zügen.

„Diesen Wunsch hätte ich allerdings nicht erwartet," sagte er, — „ich glaubte, Sie hätten diese Caprice vergessen! — Auch möchte die Erfüllung meine Kräfte übersteigen."

„Das glaube ich nicht," erwiederte sie und ihr Blick richtete sich wieder scharf und klar auf den Grafen, — „er ist ein Kind und Sie verstehen es, ernstere und reifere Menschen zu leiten —"

„Aber Sie vergessen," sagte er, — „daß —"

„Daß er in einer schwärmerischen Anwandlung — im Verdruß — sich zu den Füßen einer jener faden, langweiligen Damen geworfen hat, welche im gothaischen Kalender den Platz suchen, wo sie ihr Herz unterbringen können!" rief sie, heftig aus ihrer liegenden Stellung emporfahrend, während ihr Auge Blitze schleuderte. — „Nein, das vergaß ich nicht, — aber gerade deßhalb will ich ihn wieder haben, — ich will Ihnen helfen in

Allem," fuhr sie langsamer fort, „ich will alle Kräfte meines Geistes und meines Willens aufbieten im Dienste Ihrer Pläne, — aber Etwas will ich auch für mich haben und deßhalb: geben Sie mir Stielow wieder!"

„Sie sollen ja," sagte der Graf, „für sich haben, was Sie nur wünschen, — ich lege Ihnen keine Schranken auf für Ihre persönlichen kleinen Divertissements," fügte er lächelnd hinzu, — „aber was wollen Sie mit diesem — Kinde — wie Sie selbst sagen? — steht Ihnen nicht Alles zu Gebote bei Ihrem Geist-und — einem Blick dieser Augen?"

„Aber ich liebe ihn!" sagte sie leise.

Der Graf sah sie erstaunt an.

„Verzeihen Sie mir," sagte er lächelnd, — „dieß Kind —"

„Weil er ein Kind ist," rief sie lebhaft und ein Strom von Leidenschaft ergoß sich aus ihren großen, weit geöffneten Augen, — „weil er so rein ist, so gut — und so schön," flüsterte sie, indem sich ihr Auge feucht verschleierte.

Der Graf blickte sie mit tiefem Ernst an.

„Wissen Sie aber," sagte er, „daß eine Liebe, die über Sie herrscht — Ihnen die Fähigkeit nehmen wird, über Andere zu herrschen und — meine Alliirte zu sein?"

„Nein!“ rief sie, „nein — sie wird mich stärken und erfrischen, — aber diese Sehnsucht im Herzen macht mich trübe und matt — o geben Sie ihn mir wieder — ich bekenne meine Schwäche, lassen Sie mich in diesem einen Punkt schwach sein, ich verspreche Ihnen, Sie sollen mich überall sonst stark und unerschütterlich finden!“

„Hätten Sie mir früher gesagt, was Sie mir jetzt sagen,“ sprach er nachdenklich — „es wäre vielleicht möglich gewesen, — vielleicht, — jetzt aber — meine Macht reicht nicht so weit und — ich darf sie hier nicht gebrauchen — jener junge Mann soll kein Spiel Ihrer Laune sein,“ sagte er ernst und bestimmt, — „streifen Sie diese Schwäche ab — seien Sie stark — und vergessen Sie diese Phantasie!“

Sie erhob sich kalt und ruhig.

„Sprechen wir nicht mehr davon!“ sagte sie in gewöhnlichem Ton.

Der Graf sah sie mit forschendem Blick an.

„Also geben Sie mir Recht?“ fragte er.

„Ich will diese Phantasie vergessen,“ sagte sie, ohne daß irgend ein Zug ihres Gesichts sich bewegte.

Abermals ertönte die Glocke im Vorzimmer.

„Das ist Galotti!“ rief der Graf und öffnete die Thüre des Boudoirs.

Ein mittelgroßer starker Mann mit vollem Gesicht trat ein. Sein dünnes Haar ließ eine hohe gewölbte Stirn vollständig frei, die hellen Augen blickten scharf und beobachtend umher und die vollen Lippen ließen auf lebhaftes Temperament und lebendige Beredsamkeit schließen.

„Es geht vortrefflich!" rief ihm der Graf entgegen, — „Alles ist bereit, um den großen Schlag zu wagen. Die sardinische Partei ist muthlos, desorganisirt unter dem Eindruck der österreichischen Siege und mit einem Schlage werden wir diese lächerliche Regierung zertrümmern, welche sich die italienische nennt."

„Herrlich, herrlich!" rief der Eintretende, indem er dem Grafen Rivero leicht die Hand drückte und sich dann der Dame näherte, welche er mit allem Anstande der guten Gesellschaft begrüßte. — „Auch meine Nachrichten sind gut," sagte er dann, — „man ist bereit im Palaste Farnese und der Graf von Montebello hat auf eine vertrauliche Anfrage ziemlich deutlich zu erkennen gegeben, daß er keinen Schritt thun werde, um zu verhindern, daß Italien sich konstituire, wie es der Frieden von Zürich vorgesehen habe."

„Ich lasse die Herren hier," sagte Frau Balzer — „im Salon werde ich ein Frühstück serviren lassen und zu Ihrer Disposition stehen, sobald Sie Ihre Unterhaltung beendet haben." —

Graf Rivero küßte ihr artig die Hand, Signor Galotti verneigte sich und sie entfernte sich durch die Thür ihres Schlafzimmers.

„Der König wird nach Neapel gehen?“ fragte der Graf, als sie hinausgegangen war.

„Auf den ersten Wink von hier aus,“ erwiederte Galotti, „ein Korps von Briganten, aus ehemaligen Soldaten der neapolitanischen Garde gebildet, erwartet ihn an der Küste — die sardinischen Besatzungen sind überall schwach und beim ersten Signal wird überall das Volk aufstehen!“

„Und in Toskana?“ fragte der Graf.

„Alles bereit — eine große Anzahl von Soldaten des Großherzogs sind des Winks gewärtig und die sardinische schwache Besatzung ist zum großen Theil gewonnen.“

„Glauben Sie also, daß der Moment gekommen ist, um die Lunte an das sorgfältig gefüllte Pulverfaß zu legen?“ fragte der Graf.

„Ganz gewiß,“ erwiederte Galotti, — „worauf sollten wir warten, die sardinische Armee ist vollständig demoralisirt nach der Schlacht von Custozza und wird vom Erzherzog Albrecht festgehalten, so daß man sie im Innern nicht verwenden kann. — Also schnelles Handeln thut Noth, — in wenigen Wochen kann Italien

befreit sein von dem schweren Joche, welches das Recht zu Boden drückt, — Alles wartet mit Sehnsucht auf das Losungswort, dessen Ertheilung in Eure Hand gelegt ist.“ —

Der Graf war sinnend an das Fenster getreten.

„So lange ist Alles vorbereitet, — so sorgsam überdacht,“ sprach er, — „und doch, nun die Ausführung herantritt, nun das verhängnißvolle Wort: Werde! über die stillen Vorbereitungen das Leben der frischen That ergießen soll — nun möchte der Zweifel auftauchen, ob auch Alles wohl organisirt sei — doch gezögert kann nicht länger werden. — Wir müssen nach Rom, nach Neapel und nach Toskana das Losungswort senden,“ sagte er, sich zu Galotti wendend — „hier sind die drei Adressen,“ fuhr er fort und nahm aus seinem Portefeuille drei Karten, welche er aufmerksam überlas. „Der Text des Telegramms ist darunter verzeichnet — Namen wie Inhalt der Depeschen sind völlig gleichgültig; — sie werden nirgends Aufenthalt oder Beanstandung finden.“

Und fast zögernd reichte er die Karten Herrn Galotti.

Rasch trat Frau Balzer in das Boudoir.

„Wissen Sie, Graf Rivero,“ rief sie lebhaft, „daß die Armee in Böhmen total geschlagen ist? Die Nach-

richt geht wie ein Lauffeuer durch Wien, meine Kammerjungfer hat sie im Hause gehört."

Mit starrem Entsetzen sah der Graf sie an. Seine Augen erweiterten sich übermäßig, in nervöser Bewegung zuckten seine Lippen und in schneller Bewegung griff er nach seinem Hut.

„Es ist unmöglich!" rief Galotti — „General Gablenz hatte siegreiche Gefechte gehabt — eine große Entscheidung war nicht erwartet."

„Wir müssen hören, was es gibt," sagte der Graf fast tonlos — „es wäre entsetzlich, wenn die Nachricht wahr wäre —"

Er wollte hinaus eilen. Ein heftiger Glockenzug ertönte und fast unmittelbar darauf trat ein junger Mann in der Tracht eines Weltpriesters in das Zimmer.

„Gott sei gelobt, daß ich Sie finde, Graf Rivero," rief er, — „es darf nichts geschehen, das Unglück ist ungeheuer, — Benedek ist total geschlagen, die ganze Armee in wilder Flucht und Auflösung."

Der Graf stand stumm. Sein dunkles Auge richtete sich mit brennendem Ausdruck nach oben, tiefer Schmerz malte sich auf seinen Zügen.

„Wir müssen um so schneller und energischer handeln!" rief Galotti, — „wenn diese Nachricht nach Italien kommt, werden die Unsrigen erschreckt und ver-

wirrt werden, die Feinde werden Muth bekommen und die Gleichgültigen werden Feinde werden."

Und er streckte die Hand nach den Karten aus, welche der Graf noch immer hielt.

Dieser machte eine abwehrende Bewegung.

„Woher haben Sie Ihre Nachricht, Abbé Rosti?" fragte er ruhig.

„Sie ward soeben von der Hofburg auf die Nuntiatur gebracht," erwiederte der Abbé, — „es ist leider kein Zweifel an ihrer völligen Richtigkeit."

„Dann ist die Arbeit von Jahren verloren!" — sagte Graf Rivero ernst und traurig.

„Benützen wir den Moment!" rief Galotti, „handeln wir schnell, — mag dann in Deutschland geschehen was da wolle, wir haben dann wenigstens Italien wiederhergestellt nach seinem alten Recht — und Oesterreich muß uns auch dankbar sein, wenn wir ihm für das verlorene Deutschland den Einfluß in Italien geben!"

„Nein," sagte der Graf ruhig und kalt, — „wir dürfen uns jetzt in keine Aktion einlassen, bevor nicht die Situation vollständig klar ist. — Unsere ganze schlagfertige Macht in Italien ist wohl stark genug, um überall die piemontesische Herrschaft zu brechen, wenn die reguläre Armee von den siegreich vordringenden

österreichischen Truppen festgehalten und successive zertrümmert wird, aber wir sind nicht im Stande, gegen diese piemontesische Armee irgend etwas zu thun, wenn sie frei wird, wir würden alle unsere Getreuen nutzlos opfern und würden eine Organisation zerstören, die wir mit Mühe hergestellt haben, die wir für die Zukunft nothwendig bedürfen und die wir niemals wieder schaffen könnten, wenn wir sie jetzt zertrümmern ließen. — Und ich fürchte, daß die Armee Viktor Emanuel's frei wird — ich fürchte, daß man in Wien Italien aufgibt!"

„Italien aufgibt nach dem Sieg von Custozza?!" rief der Abbé Rosti, — „das ist unmöglich — wofür?"

„Für Deutschland — das man dennoch verlieren wird!"

„Aber mein Gott!" rief Galotti, „das hätte man vor dem Feldzuge gethan, wenn man es wollte, dann wäre man in Deutschland doppelt so stark gewesen, — aber jetzt —?"

„Mein lieber Freund!" sagte der Graf seufzend, — „erinnern Sie sich des Wortes Napoleon's I.: ‚Oesterreich kommt immer zu spät — um ein Jahr, um eine Armee und um eine Idee!'"

„Es will mir nicht in den Sinn," rief Galotti

lebhaft, „daß wir nun still sitzen sollen, nachdem Alles so wohl vorbereitet ist und wir den Erfolg schon fast in der Hand zu haben glaubten."

„Ich verlange auch nicht, daß wir unbedingt still sitzen sollen," sagte der Graf Rivero, — „still sitzen werden wir überhaupt niemals," fuhr er mit leuchtendem Blicke fort, „wir werden vielleicht nun eine lange und mühsame Arbeit von Neuem beginnen müssen! — für jetzt dürfen wir nur nicht vorschnell handeln, Personen und die Sache kompromittiren und die Zukunft auf das Spiel setzen, bevor wir nicht vollkommen klar sehen. — Wissen Sie," fragte er den Abbé, „wie der Kaiser die Nachricht aufgenommen hat und was er gethan?"

„Der Kaiser soll tief niedergeschmettert sein, — wie natürlich," sagte der Abbé — „er hat sogleich den Grafen Mensdorff zur Armee geschickt, um sich vom Zustande derselben zu überzeugen. — Das ist Alles, was man bis jetzt wußte."

„Mensdorff hat Recht behalten!" sagte Graf Rivero sinnend — und sich mit energischer Bewegung erhebend fügte er hinzu: „Noch einmal, meine Herren, — wir müssen klar sehen, bevor wir handeln, — und wir dürfen den Muth nicht sinken lassen, weil wir vielleicht neue jahrelange Mühe vor uns sehen. — Ich will

vor Allem mir Klarheit verschaffen über die Gegenwart, — dann wollen wir über die Zukunft sprechen."

Er näherte sich der Dame, welche theilnahmlos, den Blick vor sich hin gerichtet, dem Gespräch beigewohnt hatte, und sagte, indem er ihr die Hand küßte: „Auf Wiedersehen, chère amie!" — und etwas leiser fügte er hinzu — „vielleicht kommt bald der Augenblick, wo sich Ihnen ein größeres weites Feld öffnen wird für eine reiche Thätigkeit, die Sie alle kleinen Wünsche vergessen lassen wird!"

Ihr Auge erhob sich zu ihm in raschem Aufblick — sie antwortete nichts.

Die beiden andern Herren verabschiedeten sich und verließen mit dem Grafen das Zimmer.

Die junge Frau blieb allein.

Ein langer flammender Blick folgte den Fortgehenden.

„Du willst mich benützen für Deine Pläne," rief sie, — „Du lockst mich mit der Hoffnung auf Freiheit und Herrschaft und willst mir eine vergoldete Dienstbarkeit bieten? — Du willst mir den Schlag des Herzens verbieten, weil er das Werkzeug vielleicht unbrauchbar machen könnte? — Ah," fuhr sie fort, „Du täuschest Dich, Graf Rivero, Du täuschest Dich! Ich bedarf Deiner — aber ich will Deine Dienerin, — Deine

Sklavin," rief sie zähneknirschend, — „nicht sein! Wohlan denn, so beginne der Kampf zwischen uns," — sagte sie entschlossen, „nicht der Kampf der Vernichtung, — der Kampf aber um den Preis der Herrschaft. Ich will versuchen, ob ich nicht auf Deinen stolzen Schultern mich emportragen lassen kann zu eigener Macht und Unabhängigkeit. — Unabhängigkeit!" sagte sie nach einem kurzen Stillschweigen seufzend, — „wie viel fehlt mir dazu, — — doch gehen wir langsam und vorsichtig vorwärts, — zunächst sei der Versuch gemacht, ob ich diesen Ungetreuen, an dem mein Herz hängt, nicht ohne meinen Herrn und Meister wiedergewinnen kann!"

Sie warf sich auf ihren Sopha und blickte sinnend vor sich hin.

„Aber mein Gott!" rief sie mit angstvoll starrem Blick, die zarte Hand an die Stirn drückend, — „ich will ihn wiedergewinnen und er ist da draußen vor dem Feinde, die große Schlacht ist geschlagen, — vielleicht liegt er schon todt auf dem blutigen Feld" — und ihre Augen blickten in das Leere, gleichsam als suchten sie das entsetzliche Bild, das in ihrem Innern sich bildete.

Dann lehnte sie sich zurück und ein finsterer Ausdruck überzog ihr Gesicht.

„Und wenn es wäre?“ sprach sie dumpf — „vielleicht wäre mir besser und ich würde diesen brennenden Stachel los, den ich nicht aus meinem Herzen zu reißen vermag. Der Graf hat Recht, eine solche Liebe ist Schwäche, — und ich will nicht schwach sein! — Wäre er todt — vielleicht würde ich wieder stark werden — aber ihn lebend zu wissen — zu denken, daß er mir nicht mehr gehört, ihn in seiner Schönheit, seinem Reiz zu denken — wie er zu den Füßen einer Andern, — in ihren Armen —“

Sie sprang auf — wilde Glut loderte in ihren Blicken, wogend hob sich ihr Busen, ihre schönen Züge verzerrten sich in gewaltiger Aufregung.

„Nimmermehr, nimmermehr,“ sprach sie leise mit zischender Stimme. „Wäre er todt, — ich könnte ihn vergessen — aber jenes Bild wird mich überall verfolgen, meinen Geist verdunkeln und mein Leben vergiften — vergiften,“ wiederholte sie und es zuckte wie ein fahler Blitz über ihre Züge — langsam in mechanischer Bewegung ließ sie sich auf den Sopha sinken. „Wie leicht war es in vergangenen Tagen,“ flüsterten ihre Lippen, — „die Feinde zu vernichten! — Heute —“ und abermals starrte sie vor sich hin. — „Aber ist es denn nöthig, mit chemischen Mitteln den Körper zu zerstören, um Hindernisse zu besiegen?“

Ein dämonisches Lächeln spielte um ihren schönen Mund, ein elektrisches Feuer leuchtete aus ihren Augen.

Lange saß sie nachdenkend, immer schimmernder funkelten ihre Augen, immer lächelnder wölbten sich ihre Lippen — aber wer diese leuchtenden Augen und diese lächelnden Lippen hätte sehen können, den hätten sie an jene farbenglänzenden Blüten der Tropen erinnern müssen, die aus dem Schmelz ihrer sonnenschimmernden Purpurkelche in ihrem berauschenden Duft den Tod ausströmen.

Sie erhob sich und trat an einen Schreibtisch von Rosenholz. Aus einem Fach desselben nahm sie ein Paket Briefe und begann sie aufmerksam zu lesen.

Mehrere warf sie zurück, endlich schien sie gefunden zu haben, was sie suchte. Es war ein kurzer Brief — eine Seite nur beschrieben.

„Dieß hat er mir während des Manövers geschrieben," sagte sie, — „das werde ich brauchen können."

Sie las leise:

„Meine süße Königin!

„Ich muß Dir mit einigen Worten sagen, wie mein Herz sich nach Dir sehnt und wie schwer diese Trennung auf mir lastet. Die Mühen und Anstrengungen des Dienstes nehmen mich den Tag über in Anspruch, aber wenn ich Nachts im Bivouak liege, die Sterne auf mich

herabschimmern und der weiche Athem der Nacht durch die Natur zieht, dann wird Dein süßes Bild in meinem Herzen lebendig, ich glaube den Hauch Deines Mundes zu fühlen, voll heißer Sehnsucht öffne ich die Arme, um Dich zu suchen und umfangen zu halten, — und wenn endlich der Schlaf auf meine Augen sinkt — dann bist Du bei mir im Traum — und schmiegst Dich an mich, so süß, so berauschend, so heiß, — o daß die unmelodischen Trompetenstöße der Reveille so himmlischen Traum zerschneiden müssen! Ich möchte immer träumen, so lange bis ich wieder bei Dir bin, bis die Wirklichkeit in Deinen Armen, süßer als jeder Traum, mich wieder umfängt. Ich küsse dieß Blatt, das Deine schönen Hände berühren werden."

Während sie las, war ihre Stimme weicher geworden und wie in Erinnerung versunken blickte sie auf das Blatt.

Dann wurden ihre Züge wieder kalt und hart.

„Das paßt vollkommen!" sagte sie, „und kein Datum — Alles vortrefflich!"

Sie ergriff eine Feder, und indem sie vorsichtig die Schriftzüge des Briefes prüfte, setzte sie darüber: „30. Juni 1866".

Aufmerksam prüfte sie die Schrift. „So ist es gut," sprach sie, „es paßt vollkommen!"

Dann bewegte sie eine kleine silberne Glocke.

Ihre Kammerjungfer trat ein.

„Suche meinen Mann auf," sagte Frau Balzer, „und sage ihm, ich wünschte ihn sogleich zu sprechen."

Die Kammerjungfer ging und die junge Frau trat sinnend an das Fenster, achtlos herabblickend auf das lebendige und aufgeregte Treiben dort unten, während um ihre Lippen ein leichtes Lächeln der Befriedigung spielte.

Siebenzehntes Kapitel.

Dumpfe Stille herrschte in der kaiserlichen Hofburg. Mitten in den lauten Jubel über die italienischen Siegesnachrichten war der vernichtende Donnerschlag gefahren, welcher von Böhmen her die Zertrümmerung aller Hoffnungen brachte und in einem Augenblick das blinde Vertrauen zerstörte, welches man in den Feldzeugmeister Benedek und seine Operationen gesetzt hatte. Es war wie eine plötzliche Betäubung über Alle gekommen, langsam und düster schlichen die Lakaien über die langen Korridors und kaum sprach einer zum andern die für den Dienst nothwendigen Worte. Der Kaiser hatte unmittelbar nach der Nachricht von der verlorenen Schlacht den Grafen Mensdorff nach dem Hauptquartier des Feldzeugmeisters gesendet, um sich als Militär zu überzeugen, wie die Sachlage wäre, und seitdem hatte er sich unnahbar in seine Gemächer zurückgezogen und nur der Generaladjutant ging zu ihm ein und aus.

Tiefe Stille herrschte im kaiserlichen Vorzimmer, ruhig stand der Arcièrengardist vor der Thür der Wohnung des Kaisers, stumm lehnte der dienstthuende Flügeladjutant, Baron Fejérváry de Komlos, am Fenster und blickte auf die Gruppen herab, die dort unten sich sammelten und wieder auseinandergingen in leisem, ernsten Gespräch, — oft hinaufblickend nach den Fenstern der Burg, als sollte von dorther irgend eine neue Nachricht, irgend eine Entscheidung kommen, die die trübe Angst des Augenblicks lösen möchte.

Man hörte den gleichmäßigen Schlag der großen alten Uhr, welche eben so ruhig diese traurigsten Augenblicke des Hauses Habsburg anzeigte, wie sie in den Zeiten seines höchsten Glanzes ruhig den Fortschritt der Alles niedermähenden Zeit verkündet hatte. Denn mit ewig gleichem Schritt geht die Zeit durch die flüchtigen Augenblicke des Glückes, wie durch die schleichenden Stunden der schwarzen Tage, nur vernimmt man im Rausche der Freude ihren ehernen Schritt nicht, während in der trüben Stille des Unglücks laut vernehmbar an unser Ohr das Memento mori bringt, das uns jede in den Schooß der ewigen, starren Vergangenheit hinabsinkende Sekunde zuruft.

So war es auch hier. Der Gardist und der Flügeladjutant hatten gewiß schon oft und zu manchen

Zeiten hier in diesem Zimmer ihren Dienst gethan, fröhliche Gedanken an die Welt da draußen im Herzen, — und alle jene Stunden waren verschwunden in ihrer Erinnerung oder verschmolzen zu einem allgemeinen unklaren Bilde, — diese Stunden aber, diese stillen, dunkeln Stunden gruben sich mit dem langsamen Pendelschlag ihrer zögernd dahinziehenden Sekunden tief in ihre Erinnerung.

Der Generaladjutant Graf Crenneville trat ein. Neben ihm befand sich der hannöverische Gesandte Generalmajor von dem Knesebeck in der großen hannöverischen Generalsuniform und ihnen folgte der Flügeladjutant des Königs von Hannover, Major von Kohlrausch, eine einfache, militärisch stramme Erscheinung mit kurzem schwarzen Schnurrbart und fast kahlem Kopf.

Herr von Knesebeck, der hohe stattliche Mann, welcher so zuversichtlich und fest im Salon des Grafen Mensdorff aufgetreten war, schritt gebeugt einher, Schmerz und Trauer lag auf den ernsten, scharf geschnittenen Zügen, und ohne ein Wort zu sprechen, grüßte er den Adjutanten vom Dienst.

„Wollen Sie mich melden, lieber Baron,“ sagte der Graf Crenneville zu dem Major von Fejérváry.

Dieser trat in das kaiserliche Zimmer, kehrte augen=

blicklich wieder zurück und deutete durch eine ehrerbietige Bewegung dem Generaladjutanten an, daß der Kaiser ihn erwarte.

Graf Crenneville trat in das Kabinet Franz Joseph's.

Der Kaiser trug wieder den grauen weiten Militärmantel, — er saß in sich zusammengesunken vor dem breiten Schreibtisch, Feder, Papier und Briefschaften lagen unberührt vor ihm, nichts zeugte von der sonst so rastlosen Thätigkeit dieses Souveräns, der keine Stunde unbenützt entfliehen ließ. Es war nicht mehr Schmerz, dieser Ausdruck, welcher auf dem krampfhaft erregten und müden Antlitz des Kaisers lag, es war fast trostlose, dumpfe Verzweiflung.

Traurig blickte der Generaladjutant auf diesen so tief gebrochenen Souverän, der da vor ihm saß, und mit leiser, bewegter Stimme sprach er:

„Ich bitte Eure Kaiserliche Majestät, sich dem traurigen Eindruck dieser schwer erschütternden Nachricht nicht zu sehr hinzugeben. — Wir Alle — ganz Oesterreich blickt auf seinen Kaiser, — kein Unglück ist so groß, daß fester Wille und kühner Muth es nicht wieder zum Guten wenden können — und wenn Eure Majestät verzagen — was soll die Armee, — was soll das Volk thun?"

Der Kaiser erhob langsam den trüben, matten Blick und fuhr mit der Hand über die Stirn, wie um den Druck seiner Gedanken fortzunehmen.

„Sie haben Recht!“ antwortete er dumpf, — „Oesterreich erwartet von mir Muth und Entschluß — und wahrlich!“ rief er, das Haupt erhebend, indem ein zorniger Blitz aus seinem Auge fuhr, „Muth habe ich, und käme es nun darauf an, mich dem feindlichen Feuer entgegenzustellen, könnte meine persönliche Tapferkeit die Entscheidung bedingen, so sollte wahrlich der Sieg den Fahnen Oesterreichs nicht fehlen! — aber muß ich nicht glauben, daß ich zum Unglück bestimmt bin, daß mein Szepter Oesterreich verderbenbringend ist? Habe ich nicht Alles gethan, um den Erfolg zu sichern, habe ich nicht den Mann an die Spitze der Truppen gestellt, den die Armee, den das Volk als den Tüchtigsten bezeichnete — und nun!? — geschlagen!“ rief er heftig und es klang wie Thränen durch seine Stimme, — „geschlagen nach so hohem, so stolzem Anlauf, geschlagen von diesem Feind, der seit Jahrhunderten das deutsche Erbe meines Hauses angreift, — den ich endlich für immer niederzuwerfen hoffte, — was helfen mir nun die Siege in Italien — wenn ich Deutschland verliere, — o — es ist zu hart!“

Und der Kaiser stützte den Kopf in die beiden

flachen Hände, während ein tiefer Seufzer seine Brust hob.

Graf Crenneville trat ihm einen Schritt näher.

„Majestät!“ sagte er, „noch ist nicht Alles verloren, — Mensdorff bringt vielleicht gute Botschaft — dem Feinde hat die Schlacht auch viel gekostet — vielleicht läßt sich Alles wieder gut machen.“

Der Kaiser ließ die Hände sinken und blickte den Grafen lange an.

„Mein lieber Crenneville!“ sagte er dann ernst und langsam, — „ich will Ihnen etwas sagen, was mir nie so klar geworden ist wie in diesem Augenblick. — Sehen Sie,“ sprach er, den Blick träumerisch vor sich hin gerichtet, „die große Stärke meines Hauses, die Kraft, welche Habsburg und Oesterreich durch alle schweren Zeiten hindurchgeführt hat, — das war die Zähigkeit, jene unerschütterliche, unbeugsame Zähigkeit, welche ruhig sich beugt unter die Schläge des Unglücks, ohne einen Augenblick das Ziel aus den Gedanken zu verlieren, welche zu dulden, zu überwinden, zu warten versteht. — Gehen Sie die Geschichte durch, blicken Sie hin auf die schwersten, dunkelsten Zeiten, Sie werden bei allen meinen Vorfahren diesen Zug der unerschütterlichen Zähigkeit finden und Sie werden finden, daß dieser Charakterzug ihre Rettung war; — diese Zähig-

keit," fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, „diese habsburgische Ausdauer — sie fehlt mir, und das ist mein Unglück. Mich aber trägt die Freude auf leichten Schwingen himmelhoch empor, die großen Aufgaben des Lebens erfassen mich mit mächtiger Begeisterung — aber ebenso reißt mich die schwere Hand des Unglücks zu Boden — ich kann kämpfen — ich kann mich opfern — aber ich kann nicht tragen, nicht warten — o nicht warten!" rief er mit dem Ausdruck des Schauders.

Dann plötzlich erhob er das Haupt, leicht drückte er die schönen Zähne in die volle Unterlippe und sprach, indem der ganze fürstliche Stolz von Habsburg-Lothringen aus seinen Augen leuchtete:

„Sie haben Recht, Graf Crenneville — ich darf der Schwäche nicht nachgeben, — vergessen Sie, daß Sie mich so lange schon schwach gesehen, — ist das Unglück groß, so müssen wir größer sein als das Unglück!"

„Je schwerer der Schlag ist, je tiefer ihn das Herz Eurer Kaiserlichen Majestät empfindet, um so mehr bewundere ich den kühnen Muth, den Eure Majestät jetzt — wie stets vorher — wiederfinden. — Ich freue mich um so mehr," fuhr er fort, „daß Eure Kaiserliche Majestät so hoch über dem Unglück stehen, als gerade der hannöverische Gesandte General Knesebeck um Audienz

bittet — er trägt fest und ritterlich den schweren Schlag, der seinen Herrn getroffen!"

„Der arme König!" rief der Kaiser, — „er hat tapfer sein Recht vertheidigt und erwartet nun von mir Schutz und Hülfe! — Alle jene Fürsten," fuhr er düster fort, „die ich in Frankfurt im alten Kaisersaal um mich versammelt, — wie soll ich je wieder vor ihnen erscheinen nach dieser schmählichen Niederlage —"

Und wieder starrte er brütend vor sich hin.

„Majestät!" rief Graf Crenneville mit leise bittendem Ton.

Der Kaiser stand auf.

„Führen Sie den General Knesebeck herein!"

Der Generaladjutant eilte zur Thür und trat einen Augenblick darauf mit dem General von Knesebeck und dem Major von Kohlrausch wieder herein.

Der Kaiser schritt dem General entgegen und reichte ihm in tiefer Bewegung die Hand.

„Sie bringen traurige Botschaft, mein lieber General, ich bin von tiefer Bewunderung für Ihren königlichen Herrn erfüllt und beklage tief, daß so viel Heldenmuth nicht im Stande war, ein glücklicheres Resultat zu erreichen. — Hier haben Sie leider auch wenig Tröstliches gefunden" — fügte er mit einer gewissen Ueberwindung hinzu — und richtete dann — als wolle

er diesen schmerzlichen Punkt nicht weiter berühren, den fragenden Blick auf den Major von Kohlrausch.

„Majestät," sagte der General von Knesebeck, „ich bitte vor Allem um die Erlaubniß, Allerhöchstdenselben den Major von Kohlrausch, Flügeladjutanten meines königlichen Herrn, vorzustellen, welcher um die Ehre bittet, ein Handschreiben Seiner Majestät überreichen zu dürfen."

Der Kaiser neigte freundlich das Haupt gegen den Major, welcher in dienstlicher Haltung vortrat und ein Schreiben in die Hände des Kaisers legte.

Dieser öffnete es rasch und durchflog den kurzen Inhalt.

„Seine Majestät theilt mir mit kurzen Worten die traurige Katastrophe mit und verweist mich im Uebrigen auf mündliche Mittheilungen, welche Sie mir machen sollen, Herr Major!"

„Mein allergnädigster Herr," sprach der Major von Kohlrausch im Tone dienstlicher Meldung, „hat mir befohlen, Eurer Kaiserlichen Majestät zu sagen, daß Er, nachdem seine Armee die größten Anstrengungen gemacht hat, um die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit seiner Krone und seines Königreichs siegreich zu vertheidigen, und nachdem diese Anstrengungen und der siegreiche Kampf bei Langensalza durch die Uebermacht erfolglos

geblieben sind, — daß Seine Majestät es nunmehr für das Würdigste und Richtigste erachte, sich zu Eurer Kaiserlichen Majestät, seinem erhabenen Bundesgenossen, zu begeben."

„Und seinem treuen Freunde!" fiel der Kaiser mit Wärme ein.

Der Major verneigte sich und fuhr fort:

„Und ich soll Eure Kaiserliche Majestät fragen, ob Allerhöchstdenselben der Besuch des Königs und sein Aufenthalt in Wien genehm sei?"

„Genehm?" rief der Kaiser lebhaft, — „ich sehne mich, den heldenmüthigen Herrn zu umarmen, der uns Allen mit so hohem Beispiel fürstlicher Standhaftigkeit vorangegangen ist. — Freilich," fuhr er seufzend fort, „findet der König hier nicht mehr den mächtigen Alliirten, — er findet eine gebrochene Kraft, die nur mit Aufbietung aller Anstrengung und alles Muthes vielleicht das Schwerste noch abwenden kann —"

„Ich glaube bestimmt im Sinne meines königlichen Herrn zu sprechen," sagte Herr von Kohlrausch, „wenn ich Eure Kaiserliche Majestät versichere, daß der König bereit und entschlossen ist, Glück und Unglück mit seinem erhabenen Alliirten zu theilen, dessen Sache die seinige und diejenige des Rechts ist."

Der Kaiser blickte einen Augenblick zu Boden.

Dann erhob er den Blick mit leuchtendem Ausdruck und sprach, indem sein Gesicht von Muth und freudigem Stolz strahlte:

„Die Freundschaft und das Vertrauen eines so edlen und ritterlichen Herzens, wie das des Königs, muß uns Allen Muth und ebenfalls neues Vertrauen in unsere Sache geben. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich ihn mit Ungeduld erwarte und daß er mich würdig finden wird, die Sache des Rechts und Deutschlands bis zum Aeußersten zu vertheidigen. Ich werde Ihnen meine Antwort an den König so schnell als möglich zugehen lassen.“

Der Kaiser schwieg. Der Major wartete stumm auf das Zeichen der Entlassung.

Nach einigen Augenblicken sprach Franz Joseph mit bewegter Stimme:

„Der König hat ein Beispiel von Heldenmuth ohne Gleichen gegeben — es drängt mich, meine Bewunderung für seine und des Kronprinzen Haltung in diesen Tagen durch ein äußeres Zeichen auszudrücken. — Ich werde sogleich das Kapitel des Maria-Theresienordens versammeln und meine Armee wird stolz sein, wenn der König und sein Sohn das edelste und höchste Ehrenzeichen der österreichischen Soldaten auf ihrer Brust tragen wollen — war-

ten Sie so lange, bis ich Ihnen die Insignien zusende."

„Ich kenne meinen Herrn genug," sagte der Major mit freudigem Ausdruck, „um zu wissen, daß eine solche Auszeichnung ihn mit hoher Freude erfüllen wird — und die ganze hannöverische Armee wird darin eine Ehre und einen Stolz empfinden."

„Ich habe mich sehr gefreut, mein lieber Major," sagte der Kaiser huldvoll, „Sie bei dieser Gelegenheit als den Boten des Königs empfangen zu haben, ich werde Ihnen mit den übrigen Sachen das Ritterkreuz meines Leopoldordens übersenden und bitte Sie, dasselbe zur Erinnerung an diesen Augenblick und an meine freundlichsten Gesinnungen zu tragen."

Der Major verneigte sich tief. „Ich würde," sagte er, „auch ohne dieß gnädige Zeichen diesen Augenblick nie vergessen!"

„Nun ruhen Sie aus," sprach der Kaiser freundlich, — „damit Sie, wenn Alles bereit ist, Kräfte zur Rückreise gesammelt haben."

Und er neigte grüßend das Haupt. Der Major verließ mit kurzem militärischem Gruß das Kabinet.

„Sie waren im bayerischen Hauptquartier?" fragte der Kaiser den General von Knesebeck.

„Zu Befehl, Kaiserliche Majestät!" erwiederte dieser.

„Als Eure Majestät in Folge der Depesche des Grafen Ingelheim mir befahlen, dorthin zu gehen und den Prinzen Karl auch in Allerhöchstihrem Namen dringend zu bitten, daß er der hannöverischen Armee zu Hülfe eilen solle, reiste ich sogleich ab und fand das bayerische Hauptquartier, das einige Tage zuvor in Bamberg gewesen war, in Neustadt a. S. Ich stellte dem Prinzen Karl auf das Dringlichste die Noth der hannöverischen Armee vor und bat ihn im Namen Eurer Majestät und meines Königs inständigst, einen raschen Vorstoß gegen Eisenach und Gotha zu machen, um dort eine Vereinigung und damit eine günstige und wichtige Wendung des ganzen Feldzuges zu ermöglichen."

„Und der Prinz Karl?" fragte der Kaiser gespannt.

„Der Prinz sowohl als der General von der Tann, welcher bei ihm war, erkannten die Wichtigkeit der Vereinigung der bayerischen mit der hannöverischen Armee vollkommen an und waren bereit, alles Mögliche dazu zu thun, — wie sie denn ja auch schon im Vormarsch begriffen war; indeß äußerte Seine Königliche Hoheit sowohl als der Chef des Generalstabes das höchste Befremden über die Märsche, welche die hannöverische Armee gemacht habe — von der man eigentlich gar nicht wisse, wo sie sei, und welche nach den

von ihr erhaltenen Nachrichten die größten strategischen Fehler gemacht habe. — Der Prinz fragte mich, wie stark unsere Armee sei, und als ich ihm antwortete, daß sie nach meiner Schätzung und meinen Nachrichten etwa neunzehntausend Mann betrage, antwortete er mir: ‚Mit neunzehntausend Mann schlägt man sich durch und marschirt nicht hin und her in einen Winkel hinein, wo man eingeschlossen werden muß!‘ Der General von der Tann nickte beistimmend."

Der Kaiser neigte das Haupt und seufzte.

„Mit tief schmerzlichen Gefühlen," fuhr der General fort, „hörte ich dieß an und mit noch größerem Schmerz muß ich Eurer Kaiserlichen Majestät sagen, daß ich dem Urtheil des bayerischen Hauptquartiers nicht Unrecht geben konnte. — Ich bin Generalstabsoffizier, Majestät," sagte er seufzend, — „aber ich muß es sagen, daß die Märsche, welche unsere Armee gemacht hat, mir absolut unverständlich sind — und daß es ihr sehr viel leichter gewesen wäre, in raschem Marsch ihrerseits die Bayern zu erreichen, als in anscheinend planlosem Hin- und Herziehen das Heraufrücken der Bayern zu erwarten."

„Der arme König!" rief der Kaiser mit schmerzlichem Ton.

„Natürlich," fuhr Herr von Knesebeck fort, „sprach

ich meine Gedanken im bayerischen Hauptquartier nicht aus, drang vielmehr auf schleunigen Vormarsch zur Entsetzung der hannöverischen Armee — das Einzige übrigens, was, wie die Dinge einmal gekommen waren, nun noch möglich zur Rettung war; der Prinz Karl war, trotz seiner Verstimmung, vollständig bereit dazu, befahl auch sofort das Vorrücken über den Thüringer Wald nach Gotha und setzte den Prinzen Alexander davon in Kenntniß, um das achte Armeekorps zu gleichmäßigem Vorgehen zu bewegen. — Aber," fuhr er seufzend fort, „die bayerische Armee war mitten aus dem Friedensstande aufgebrochen."

„Unglaublich!" rief der Kaiser, — „und Bayern hat doch am Bunde so lebhaft die Politik geführt, welche den Krieg herbeiführen mußte!"

Herr von Knesebeck zuckte leicht die Achseln.

„Jedenfalls," sagte er, „war die bayerische Armee nicht im Stande, rasch und kräftig zu operiren. — Indeß sie ging vor, — der Prinz Karl verlegte sein Hauptquartier nach Meiningen und mit schwerem Herzen voll banger Unruhe begleitete ich ihn dorthin. — Am folgenden Tage sollten wir weiter vorgehen — da traf Graf Ingelheim dort ein und — brachte die Nachricht der Katastrophe von Langensalza!"

„— Welch' ein trauriges Zusammentreffen verhängnißvoller Umstände!" rief der Kaiser.

„Unter diesen Umständen," fuhr der General fort, „gab der Prinz Karl — und ganz mit Recht — sofort seinen nun gegenstandslosen Vormarsch auf und befahl, durch Flankenmärsche die Verbindung mit dem 17 Meilen von Meiningen bei Friedberg stehenden achten Korps herzustellen. — Ich aber," sagte er düster, „kehrte mit Trauer im Herzen hieher zurück und fand hier leider die Nachricht von dem größeren, verhängnißvollen Schlage, der Eure Majestät und unsere Sache getroffen!"

„Der Schlag ist schwer!" — rief der Kaiser — „aber ich habe Muth und Hoffnung, noch Alles günstig wenden zu können. — Ich freue mich," fuhr er fort, „daß die Botschaft Ihres Königs heute an mich herangetreten ist und daß ich Sie gesehen habe, mein lieber General — das gibt mir neue Kraft, das Aeußerste einzusetzen, um meiner Pflicht gegen Deutschland treu zu bleiben. — Glauben Sie," fragte er nach einem augenblicklichen Besinnen, „daß von Bayern eine energische Kriegführung zu erwarten ist? — Sie haben die Verhältnisse dort gesehen und haben militärischen Scharfblick — sagen Sie mir aufrichtig Ihre Meinung!"

„Majestät," sagte Herr von Knesebeck, „Bayern wird immerhin preußische Truppen absorbiren — und

das ist ein Vortheil — energische Kriegführung aber — — der Prinz Karl ist ein sehr alter Herr und in seinen Jahren ist Energie eine Seltenheit, namentlich an der Spitze einer wirklich unfertigen Armee."

„Aber General von der Tann?" fragte der Kaiser.

„Der General von der Tann ist eine hohe militärische Kapazität, — ob er aber die Verantwortlichkeit für irgend ein Exponiren der bayerischen Truppen für nicht rein bayerische Zwecke übernehmen will, — ob er eine solche Verantwortlichkeit bei dem Charakter des Prinzen übernehmen kann — ich bezweifle es —"

„Sie erwarten also —?" fragte der Kaiser gespannt.

„Wenig!" sagte Herr von Knesebeck.

„Und von den andern deutschen Korps?" fragte der Kaiser.

„Das achte Korps kann ohne Bayern nichts machen — und über die badischen Truppen waren bei meiner Abreise eigenthümliche Nachrichten gekommen," sagte Herr von Knesebeck.

„Sollte Baden sich von uns abwenden?" rief der Kaiser.

„Ich weiß nicht," — sagte Herr von Knesebeck, — „der Eindruck der Nachrichten von Königgrätz, die dort vielleicht übertrieben werden —" — er zuckte die Achseln.

„Die Reichsarmee!" rief der Kaiser und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. — „Sollten Sie glauben," rief er lebhaft, — „daß die Sonne Oesterreichs untergehe? — Abend ist's freilich," sagte er finster, — „Nacht vielleicht — aber," rief er mit flammendem Blick — „auf die Nacht kann ein Morgen folgen!"

„Die Sonne ist es gewohnt, in den Reichen der Habsburger nicht unterzugehen, vertrauen Eure Majestät diesem leuchtenden Stern Ihres Kaiserlichen Hauses!" sagte Herr von Knesebeck.

„Und bei Gott!" rief der Kaiser, — „wenn das Gestirn des Tages in diesem Feldzug noch einmal wieder glückbringend aufgeht über meinem Hause und Oesterreich — dann soll Ihr König im vollen Glanze der Macht und des Glücks neben mir stehen in Deutschland!" Und er reichte mit einer unnachahmlich edlen Bewegung dem General die Hand.

Der Flügeladjutant trat ein.

„Graf Mensdorff, Kaiserliche Majestät, ist zurückgekehrt und bittet um Audienz!"

„Ah!" rief der Kaiser mit tiefem Athemzug, — „sogleich, sogleich, — ich erwarte ihn mit Ungeduld!"

Und er trat schnell dem Grafen Mensdorff entgegen, der auf den Wink des Majors von Fejérváry auf der Schwelle des kaiserlichen Kabinets erschien.

„Haben Eure Kaiserliche Majestät noch Befehle für mich?“ fragte Herr von Knesebeck.

„Bleiben Sie, bleiben Sie, lieber General!“ rief der Kaiser, — „die Nachrichten des Grafen Mensdorff sind für Sie von eben so hohem Interesse, wie für mich!“

Der General verneigte sich.

„Und nun, Graf Mensdorff,“ rief der Kaiser mit zitternder Stimme, „sprechen Sie — das Schicksal Oesterreichs hängt an Ihren Lippen!“

Graf Mensdorff stand vor seinem Souverän in fast gebrochener Haltung — die Strapazen der Reise in's Hauptquartier hatten seinen kränklichen Körper schwer erschüttert, tiefe Linien hatte die nervöse Anspannung in sein Antlitz gezogen, ein schmerzhafter Zug lag um seinen Mund und nur die dunkeln Augen leuchteten in fieberhaftem Glanz.

„Sie sind erschöpft!“ rief der Kaiser, — „setzen Sie sich, meine Herren!“

Und er setzte sich auf den Sessel vor seinem Schreibtisch. Der Generaladjutant, Graf Mensdorff und Herr von Knesebeck nahmen vor dem Tische Platz.

„Majestät!“ sagte Graf Mensdorff tief aufathmend mit seiner leisen Stimme, — „die Nachrichten, die ich bringe, sind traurig — sehr traurig, — aber nicht hoffnungslos!“

Der Kaiser faltete die Hände und richtete den Blick nach Oben.

„Es ist eine furchtbare Niederlage, welche die Armee erlitten hat," sagte Graf Mensdorff, „in wilder Auflösung hat sich die Flucht daher gewälzt und jede Ordnung war gebrochen. — An eine Sammlung und neue Formirung der Massen kann erst in einigen Tagen gedacht werden."

„Aber wie war das möglich?" rief der Kaiser, — „wie konnte Benedek —"

„Der Feldzeugmeister," sagte Graf Mensdorff — „hatte Recht, als er Eurer Majestät sagte — er könne mit dieser Armee nicht schlagen, — die Zustände sind unerhört gewesen. Eure Majestät wissen, daß Benedek selbst, ein tapferer, braver General, der es wohl versteht, nach gegebenem Plane vorzugehen und die Soldaten zu elektrisiren, auf einem ihm unbekannten Felde operirte. — Majestät, ich muß es sagen, — er ist in keiner Weise unterstützt worden. Der Generalstab hatte einen Plan gemacht, über dessen Güte ich nicht urtheilen will, — der aber durch die raschen, unerwarteten und wunderbar kombinirten Bewegungen der preußischen Korps, durch die urplötzliche und unerwartete Ankunft der Armee des Kronprinzen von Preußen hätte modifizirt werden müssen — in eigensinniger Ver-

blendung hat der Generalstab jede Modifikation abgelehnt, jede Warnung unbeachtet gelassen. Dazu war man so wenig auf einen Rückzug gefaßt — oder so unbegreiflich sorglos, daß die Rückzugslinie keinem Offizier bekannt war, ja daß nicht einmal die Kommandeurs der Regimenter die Brücken kannten, auf denen der Rückzug hätte bewerkstelligt werden können, — so wurde der Rückzug zur Flucht, die Flucht zur Auflösung."

„Unerhört!" rief der Kaiser, — „man muß den Feldzeugmeister vor ein Kriegsgericht stellen."

„Nicht ihn, Majestät," sagte Graf Mensdorff, — „er hat gethan, was er thun konnte, er hat auf dem Posten gestanden, der ihm übertragen war — er hat sich persönlich exponirt, wie selten ein General, und mit unerhörter Bravour ist er mit seinem ganzen Stabe wie an der Spitze einer Schwadron dem Feinde entgegengesprengt — natürlich vergeblich. — Mir sind die Thränen in die Augen getreten, Majestät," fuhr der Graf mit leise bebender Stimme fort, — „als ich den tapfern General sah, tief gebrochen, und er mir in seiner einfachen soldatischen Weise sagte: ‚Ich habe Alles verloren, nur leider das Leben nicht!' — Majestät — man kann es tief beklagen, daß der Feldzeugmeister auf eine Stelle gebracht worden, der er nicht gewachsen war,

— aber ihm zürnen, — ihn verurtheilen — das ist unmöglich."

Der Kaiser blickte schweigend und finster vor sich nieder.

„Aber," fuhr Graf Mensdorff fort, — „der Generalstab muß zur Verantwortung gezogen werden, — ich bin weit entfernt, ein Urtheil zu fällen, dazu ist der Augenblick nicht gekommen und eine sachgemäße und ruhige Prüfung ist jetzt unmöglich — ich will wünschen, daß die Betheiligten sich rechtfertigen können — aber strenge Rechenschaft muß gefordert werden, das verlangt die Stimme der ganzen Armee, deren heldenmüthige Tapferkeit so vergebens geopfert wurde, — das wird in wenig Tagen die Stimme des Volkes verlangen."

„Und wer sind die Schuldigen?" fragte der Kaiser.

„Der Feldmarschalllieutenant von Henikstein und der Generalmajor von Krismanic sind die Beschuldigten," sagte Graf Mensdorff mit Betonung, — „ob sie schuldig sind, darüber wird das Recht entscheiden."

„Sie sollen ihrer Funktionen enthoben und hieher zur Rechtfertigung gefordert werden — Graf Crenneville!" rief der Kaiser.

„Zu Befehl, Kaiserliche Majestät!" sagte der Generaladjutant.

„Ich darf Eurer Kaiserlichen Majestät nicht verhehlen," fuhr Graf Mensdorff mit ruhiger Stimme fort, „daß von vielen Seiten in der Armee auch dem Grafen Clam-Gallas ein schwerer Vorwurf gemacht wird, — er habe nicht rechtzeitig in die Operationen eingegriffen und die Befehle nicht befolgt, die ihm gegeben waren."

„Graf Clam!?" rief der Kaiser, — „das glaube ich nicht!"

„Ich danke Eurer Kaiserlichen Majestät für dieß Wort," sagte Graf Mensdorff, „und darf hinzufügen, daß ich den Grafen Clam bei seiner Hingebung für Eure Majestät und Oesterreich einer militärischen Dienstvernachlässigung für unfähig halte, — indeß — er ist mein Verwandter, — er gehört der großen Aristokratie des Kaiserstaates an, — die öffentliche Stimme beschuldigt ihn und wird ihn gerade deßhalb um so lieber verdammen, wenn seine Rechtfertigung nicht öffentlich und glänzend erfolgt. — Ich bitte Eure Kaiserliche Majestät, ihn zur Rechenschaft zu ziehen."

„Es sei," sagte der Kaiser, — „man soll ihn einladen, hieher zu kommen — ich werde dann das Weitere verfügen."

„Nun aber," fuhr er fort, „was ist zu thun, — ist die Lage hoffnungslos?"

„Majestät," antwortete Graf Mensdorff, „die

Armee zählt noch hundertachtzigtausend Mann, welche zwar in diesem Augenblick völlig operationsunfähig sind — jedoch um neuen Widerstand zu leisten, nur Zeit und Sammlung bedürfen. Schutz und Ruhe bietet das verschanzte Lager von Olmütz und dorthin zieht der Feldzeugmeister die Hauptmacht zurück, um den Feind nach sich und von Wien abzuziehen —"

„Von Wien abzuziehen!" wiederholte der Kaiser — „es ist entsetzlich — in so wenig Tagen bedroht mich dieser Feind, den ich für immer niederzuwerfen hoffte, in meiner eigenen Hauptstadt!"

„Es steht zu hoffen," sagte Graf Mensdorff, „daß die preußische Armee dem Feldzeugmeister folgt und vor Olmütz festgehalten wird, — indeß es muß für alle Fälle Wien gedeckt und die Möglichkeit der Wiederaufnahme einer neuen Offensive geschaffen werden, welche den Feind von zwei Seiten fassen kann."

General Knesebeck nickte beistimmend — der Kaiser richtete den Blick mit flammender Spannung auf seinen Minister.

„Um dieß zu erreichen," fuhr Graf Mensdorff fort, „bedürfen wir Ungarn und die italienische Armee."

Der Kaiser fuhr empor.

„Glauben Sie," rief er lebhaft, „daß aus dem

Munde der Ungarn noch einmal zur Rettung Oesterreichs erschallen werde: Moriamur pro rege nostro!?“

„Pro rege nostro,“ sagte Graf Mensdorff, jedes Wort scharf betonend, „ja ich glaube es, — wenn Eure Majestät der rex Hungariae sein wollen!“

„Bin ich das nicht?“ rief der Kaiser, — „was soll ich thun, um Ungarn für mich in's Feld zu führen?“

„Vergessen und vergeben“ — sagte Graf Mensdorff, — „und den Ungarn ihre Selbstständigkeit unter der Krone des heiligen Stephan wiedergeben.“

Der Kaiser schwieg.

„Und die italienische Armee?“ fragte er dann.

„Sie muß so schnell als möglich heraufkommen, um Wien zu decken und gegen den Feind vorzugehen!“

„Und was soll aus Italien werden?“ fragte der Kaiser.

„Italien muß aufgegeben werden!“ sagte Graf Mensdorff seufzend.

Der Kaiser blickte ihn durchdringend an.

„Italien aufgeben?“ fragte er zögernd, und sinnend senkte sich sein Auge.

„Italien oder Deutschland!“ sagte Graf Mensdorff — „und ich möchte der unmaßgeblichen Meinung sein, daß da die Wahl nicht schwer sein kann.“

„Schwer genug ist's, daß ich vor dieser Wahl stehe!“ flüsterte der Kaiser.

„Erlauben Eure Majestät, daß ich mich deutlicher ausdrücke und meine Gedanken klar formulire. Eure Kaiserliche Majestät erinnern sich allergnädigst, daß ich vor dem Beginn des Kampfes mit schweren Besorgnissen dem Kriege auf zwei Kriegstheatern entgegensah, ich war der Meinung, Italien für die Wiedereroberung und Befestigung der Stellung in Deutschland zu opfern und die französische Allianz dadurch zu gewinnen. Damals konnte man indeß noch hoffen, ohne dieß Opfer nach beiden Seiten siegreich aus dem Kampf hervorzugehen, und Eurer Majestät großes und muthiges Herz hielt an dieser Hoffnung fest. Heute ist das nicht mehr möglich — heute muß die schmerzliche Wahl getroffen werden. Soll in Deutschland noch etwas erreicht — soll erhalten werden, was wir besitzen, — so müssen alle Kräfte Oesterreichs auf diesen Punkt konzentrirt, die Hauptkraft der italienischen Armee hieher gezogen werden und der Erzherzog Albrecht mit seinem bewährten Feldherrnblick muß das Kommando über alle Armeen übernehmen. — So allein ist ein Aufraffen möglich, — so allein ist es möglich, Deutschland auf der Seite Oesterreichs zu erhalten. — Denn,“ fuhr er traurig fort, — „Eure Majestät dürfen sich darüber nicht täuschen,

— der Eindruck von Königgrätz wird niederschmetternd auf die ohnehin vorsichtig zögernden und unvorbereiteten deutschen Bundesgenossen wirken. Schon ist Baden abgefallen —"

„Baden abgefallen?" rief der Kaiser heftig auffahrend.

„So eben, — unmittelbar nach meiner Rückkehr, und als ich mich anschickte, hieher zu gehen," sagte Graf Mensdorff, „traf in der Staatskanzlei die Nachricht aus Frankfurt ein, daß der Prinz Wilhelm von Baden am 6. erklärt hat, unter den gegenwärtigen Umständen die weitere Mitwirkung der badischen Truppen bei der Bundesarmee versagen zu müssen."

„Das ist also die erste Folge von Königgrätz!" sagte der Kaiser bitter. „Aber," rief er mit flammendem Blick das Haupt zurückwerfend, — „sie könnten sich verrechnet haben, diese Fürsten, deren Vorfahren demüthig den Thron meiner Ahnen umstanden, — die Macht Oesterreichs ist erschüttert — aber nicht gebrochen — und noch einmal kann die Zeit kommen, wo Habsburg zu Gericht sitzt in Deutschland — zu strafen und zu belohnen! — Graf Mensdorff!" rief er entschlossen — „meine Wahl ist getroffen — Alles für Deutschland! — Aber," fuhr er fort — wieder in düsteres Sinnen versunken — „wie soll das geschehen, soll ich, der Sieger,

mich beugen vor diesem König in Italien, — Frieden anbieten, den man mir vielleicht verweigert —"

„Majestät," sagte Graf Mensdorff, „der Ausweg findet sich vielleicht sehr einfach, wenn man die diplomatische Situation in's Auge faßt, wie sie bei dem Beginne des Krieges war. Der Kaiser Napoleon wünscht sehnlichst mit Italien in's Reine zu kommen — er hat für den Preis von Venetien seine Allianz angeboten vor dem Kriege — sollte dasselbe nicht jetzt zu erreichen sein? — Mein Rath, Majestät, ist der, Venetien an den Kaiser der Franzosen abzutreten, der es dann seinerseits an den König Viktor Emanuel überlassen kann und dafür seine Allianz oder wenigstens im unglücklichen Falle seine kräftige Intervention zu erreichen. Dadurch wird Italien gegenüber die Würde Oesterreichs gewahrt, jede direkte Verhandlung vermieden und die ganze Macht für den Kampf in Deutschland gewonnen. — Wenn Eure Majestät befehlen, will ich sogleich mit dem Herzog von Gramont darüber sprechen und dem Fürsten Metternich Instruktion senden." —

Der Kaiser schwieg lange in tiefes Nachdenken verloren. Bewegungslos saßen die drei Herren um ihn, man konnte ihre Athemzüge hören, — so still war es in dem Kabinet und von fernher drang das wogende Geräusch des großen bewegten Wiens heran.

Endlich erhob sich der Kaiser. Die drei Herren standen auf.

„So sei es denn!" sprach Franz Joseph tief ernst — „weder Spanien noch Italien haben meinem Hause Segen gebracht — in Deutschland hat seine Wiege gestanden, in Deutschland ist seine Größe erwachsen — in Deutschland soll seine Zukunft liegen! — Sprechen Sie sogleich mit Gramont," fuhr er fort, „und Sie, Graf Crenneville, bereiten Sie Alles vor, um meinem Oheim das Gesammt-Kommando über alle meine Armeen zu übertragen und die Südarmee hieher zu ziehen. — General Knesebeck," sprach er, sich zu diesem wendend, — „Sie stehen hier als Vertreter des heldenmüthigsten Fürsten Deutschlands, — Sie sehen, daß der Erbe der deutschen Kaiser Alles für Deutschland opfert."

„Ich wollte, daß ganz Deutschland Zeuge des hochherzigen Entschlusses Eurer Kaiserlichen Majestät sein könnte!" sprach der General bewegt.

„Und Ungarn, Majestät?" fragte Graf Mensdorff.

„Sprechen Sie mit dem Grafen Andrassy," sagte der Kaiser mit leichtem Zögern, „und theilen Sie mir mit, was geschehen kann und was man dort — erwartet."

Er winkte mit der Hand und neigte freundlich lächelnd das Haupt.

Mit tiefer Verneigung verließen die drei Herren das Kabinet.

Der Kaiser ging einige Male mit raschen Schritten auf und nieder.

„So ist denn verloren," sagte er tief seufzend, indem er vor dem Fenster stehen blieb, „was der Degen Radetzky's erhalten hat — verloren jener Boden, auf dem so viel deutsches Blut geflossen! — Mag es sein!" — rief er nach einigen tiefen Athemzügen, — „wenn nur Deutschland mir erhalten bleibt!"

Er blickte sinnend vor sich nieder.

„Aber wenn ich Italien aufgebe," flüsterte er, — „wie soll Rom, — wie soll die Kirche sich halten gegen die Wogen, welche dann ohne jeden Widerstand von allen Seiten gegen den Felsen Petri herandrängen?"

Und finsterer Ernst lagerte sich auf seine Stirn.

Nach einem leisen Klopfen trat der Kammerdiener durch die Thür der innern Gemächer.

„Graf Rivero," sagte er, „bittet um Audienz, und da Kaiserliche Majestät befohlen haben, ihn stets zu melden — so —"

„Ist das eine Mahnung?" sagte der Kaiser leise — und er machte eine Bewegung, als wolle er den Empfang des Angemeldeten ablehnen.

Dann aber trat er vom Fenster zurück und sprach:

„Er soll kommen.“

Der Kammerdiener ging hinaus.

„Ich will ihn hören,“ sagte der Kaiser — „jedenfalls hat er ein Recht auf Offenheit und Wahrheit!“

Die Thür der innern Gemächer öffnete sich wieder und der Graf Rivero trat ernst und traurig in das Kabinet.

„Sie kommen zu ernster Stunde, Graf,“ redete der Kaiser ihn an, — „die Ereignisse dieser Tage haben viele Hoffnungen begraben!“

„Man darf gerechte und heilige Hoffnungen nimmer begraben, Kaiserliche Majestät,“ antwortete der Graf — „ja wenn man selbst in das Grab steigt, muß man sie vertrauensvoll der Zukunft vermachen!“

Der Kaiser sah ihn forschend an.

„Ich will auch wahrlich die Hoffnung nicht ganz aufgeben,“ sagte er mit einer gewissen Befangenheit.

„Majestät,“ sprach Graf Rivero nach einer kurzen Pause, da der Kaiser nichts weiter äußerte, — „ich habe nur in äußern Umrissen das große Unglück gehört, — ich weiß aber nicht, in wie fern seinen Folgen begegnet werden kann und was Eure Kaiserliche Majestät zu thun beschlossen haben. — Allerhöchstdieselben wissen, daß in Italien Alles zur Erhebung für die heilige Sache der Religion und des Rechts bereit ist. Die

Siege der österreichischen Waffen haben die militärische und moralische Macht des Königs von Sardinien tief erschüttert und der Augenblick ist gekommen, wo ich das entscheidende Wort sprechen muß, um die Flammen überall zu entzünden. — Um dieß zu thun, bitte ich um Eurer Majestät Befehle und frage Allerhöchstdieselben, ob der Aufstand in Italien auf die volle und kräftige Unterstützung der österreichischen Armee rechnen könne. — Ohne dieselbe würde das Opfer so vieler Existenzen unnütz sein und unserer heiligen Sache nur schaden."

Der Graf hatte leise und ruhig, in dem ehrfurchtsvollen Tone des Hofmannes gesprochen, — aber dennoch lag in seiner Stimme eine tiefe, ernste Festigkeit, eine gewisse stolze Ueberlegenheit.

Der Kaiser schlug einen Augenblick die Augen nieder. Dann trat er dem Grafen einen Schritt näher und sprach langsam:

„Mein lieber Graf, — der Feind bedroht von Böhmen her die Hauptstadt, — die geschlagene Armee kann ohne Sammlung und Ruhe nicht operiren, ich bedarf der ganzen Kraft Oesterreichs, um die Folgen der Niederlage abzuwenden, den drohenden Schlag zu pariren — die Südarmee muß Wien decken und mit der wieder gesammelten böhmischen Armee die Möglichkeit einer neuen Offensive geben —"

„So wollen Eure Majestät Italien aufgeben?" sagte der Graf mit einem tiefen Seufzer, aber ohne ein Zeichen von Erregung, indem er den vollen Blick seines dunklen Auges fest auf den Kaiser richtete.

„Ich muß es" — sagte der Kaiser — „ich muß es, wenn ich nicht Deutschland preisgeben und die Stellung Oesterreichs vernichten will — es ist kein Ausweg —"

„So wollen Eure Majestät," fuhr der Graf ruhig mit dem tiefen, metallischen Ton seiner Stimme fort, — „so wollen Eure Majestät die eiserne Krone Habsburgs für immer dem Hause Savoyen überlassen, Venetien, diese stolze Königin der Adria, dem Könige Viktor Emanuel ausliefern, dessen Armeen das Schwert Oesterreichs zerschlagen hat?"

„Nicht ihm!" rief der Kaiser lebhaft, „nicht ihm!"

„Und wem denn, Majestät?"

„Ich bedarf der französischen Hülfe," sagte der Kaiser, — „ich muß die Allianz Napoleon's, deren Preis ich vor dem Kampf nicht zahlen wollte, — „ich muß sie erkaufen!" —

„So soll denn abermals diese dämonische Hand kalt und dunkel in das Schicksal Italiens greifen!" rief der Graf mit glühendem Blick, — „so soll Rom und der heilige Stuhl für immer der Willkür des früheren Carbonaro preisgegeben werden?"

„Nicht für immer," sagte der Kaiser, — „wenn meine Macht in Deutschland wieder aufgerichtet ist, wenn es gelingt, die drohende Gefahr zu überwinden, dann wird der heilige Stuhl einen mächtigeren Beschützer haben, als ich es ihm jetzt sein könnte, und wer weiß," — fuhr er lebhaft fort, — „Deutschland hat die Lombardei erkämpft in früheren Jahrhunderten —"

„So ist denn Alles verloren!" rief der Graf in unwillkürlichem Ausbruch mit tief schmerzlichem Ton. Schnell aber besiegte er das aufwallende Gefühl und sprach mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Ist Eurer Kaiserlichen Majestät Entschluß unwiderruflich — oder darf ich mir erlauben, einige Gründe gegen denselben auszusprechen?"

Der Kaiser schwieg einen Augenblick.

„Sprechen Sie!" sagte er dann.

„Eure Majestät hoffen," sprach der Graf, „durch das Heraufziehen der Südarmee das geschehene Unglück redressiren und durch das Aufgeben Venetiens — das heißt Italiens — die Allianz Frankreichs erkaufen zu können. — Nach meiner Ueberzeugung sind beide Hoffnungen trügerisch."

Der Kaiser blickte ihn mit Erstaunen und großer Spannung an.

„Die Südarmee," fuhr der Graf fort, „wird viel

zu langsam heraufkommen, um irgend wesentlichen Nutzen zu bringen, — denn Eure Majestät haben es mit einem Gegner zu thun, der nicht wartet und nicht still steht, — die beklagenswerthen Ereignisse, unter deren Eindruck wir stehen, geben davon Zeugniß. — Die französische Allianz aber, — wenn Eure Majestät sie erkaufen können, wird den Preis nicht werth sein, der dafür gezahlt wird, — denn — wie ich schon früher die Ehre hatte, Eurer Majestät zu versichern — Frankreich ist unfähig zu irgend einer militärischen Aktion."

Der Kaiser schwieg.

„Dagegen aber," fuhr der Graf fort, „geben Eure Majestät mit Italien ein großes Prinzip auf, Sie erkennen die Revolution an, — die Revolution gegen das legitime Recht — und gegen die Kirche, Sie entziehen dem kaiserlichen Hause von Habsburg jenen mächtigen Alliirten, der hoch über den Schlachtfeldern und den Kabinetten zu Gericht sitzt und die Schicksale der Fürsten und Völker nach seinem ewigen Willen lenkt. Eure Majestät geben die Kirche, Eure Majestät geben den allmächtigen Herrn auf, dessen Burg und Waffe auf Erden die heilige Kirche ist!"

Der Kaiser seufzte.

„Aber was soll ich machen?" rief er schmerzlich, „soll ich den übermüthigen Feind in meiner Hauptstadt

Wien einziehen lassen — kann ein flüchtiger Fürst Schützer der Kirche sein?“

„Eurer Kaiserlichen Majestät Vorfahren,“ sprach der Graf, „sind wiederholt aus Wien geflohen und weil sie festhielten am Recht und an jenem ewigen und allmächtigen Alliirten ihres Hauses, sind sie stets ruhmvoll und mächtig wieder in ihre Hauptstadt eingezogen! — Außerdem,“ fuhr er fort, „liegt noch viel zwischen dem Feinde und Wien. Die feindliche Armee ist ebenfalls schwer erschüttert, und daß Wien nicht preußisch wird, dafür bürgt Europa, — dafür muß Frankreich einstehen, — auch ohne jeden Preis, — England — selbst Rußland heute noch. — Lassen Eure Majestät die siegreiche italienische Armee unter dem erhabenen Erzherzog in gewaltigem Stoß vordringen und in wenig Zeit gehört Italien Ihnen, — der Alliirte Preußens ist zerschmettert und die heilige Kirche wird ihr gewaltiges Wort erheben für Oesterreich und Habsburg; dieß Wort wird gehört werden in Bayern, in Deutschland, es muß gehört werden auch in Frankreich, und mit neuer gewaltiger Kraft werden Eure Majestät sich erheben. Lassen Allerhöchstdieselben das eine Werk nicht unvollendet, um nach der andern Seite Halbes zu schaffen, verfolgen Sie den Sieg bis zum Ende, dann wird er rückwirkend das Unglück gut machen, — opfern Sie

nicht den Sieg der Niederlage, sondern heilen Sie die Niederlage durch die Vollendung des Sieges!"

Der Graf hatte wärmer als sonst gesprochen. Wie ein magnetischer Strom flossen die Worte von seinen Lippen, ein reines Feuer leuchtete aus seinen Augen und eine prophetische Verklärung überströmte seine Züge.

Er hatte die Hand leicht erhoben und stand da in wunderbarer Schönheit, ein Bild überzeugender Beredsamkeit.

Der Kaiser blickte ihn tief ergriffen an, lebhafter Kampf zuckte in seinem Antlitz.

„Und auf der andern Seite," fuhr der Graf fort, „wenn Eure Majestät Italien aufgeben, wenn Sie die ganze Kraft nach Norden werfen, — und wenn dann doch dieß Opfer die gewünschte Frucht nicht bringt, — wo werden Sie dann Beistand und Hülfe finden? — dauernden Beistand und sichere Hülfe? — Einmal fortgerissen auf jener Bahn, — einmal getrennt von dem ewigen und unwandelbaren Alliirten, wird die Trennung größer und größer, — sie wird zur Kluft werden und die Macht der Kirche wird nicht mehr für das abgefallene Oesterreich eintreten können. Und die Staatsmänner der Welt mögen diese Macht nicht unterschätzen," rief er, sich stolz aufrichtend, — „wenn auch der zuckende

Bannstrahl des Vatikans heute nicht mehr die Kronen von den Häuptern der Fürsten wirft und sie im Büßergewand vor den Thüren der Tempel stehen läßt — der Geist und das Wort der Kirche dringt mächtig und allgewaltig durch die Welt, und wenn der flammende Wetterstrahl den Fels nicht zerschmettert, so höhlt ihn der Tropfen aus! — Erwägen Eure Majestät ernst und reiflich, bevor Sie den ersten Schritt thun, der zur Trennung von der Kirche führt!"

Des Kaisers bewegtes Antlitz hatte sich leicht geröthet. Er erhob den Kopf; ein stolzer Strahl blitzte aus seinen Augen, leicht warf er die Lippen empor.

„Eurer Majestät kaiserlicher Bruder in Mexiko," fuhr der Graf lebhaft fort, „wandelt den gefährlichen Weg, seine Macht zu suchen in weltlichen Stützen, er hat sich von der Kirche gewendet, — er ist ein Spielball in der Hand Napoleon's und der Weg, den er betreten, wird ihn tiefer und tiefer hinabführen —"

Der Kaiser richtete sich hoch auf.

„Ich danke Ihnen, Graf Rivero," sprach er kalt, „daß Sie mir Ihre Meinung so ausführlich ausgesprochen. Mein Entschluß ist gefaßt — und unwiderruflich! — ich kann nicht anders. Ich hoffe, daß ich auf dem von mir betretenen Wege die Macht wieder

gewinnen werde, der Kirche nützlich zu sein und zu dienen, wie es mein Herz mir gebietet."

Die begeisterte Erregung verschwand von dem Gesichte des Grafen und seine Züge nahmen die gewohnte Ruhe, sein Auge den stillen, klaren Blick wie immer an.

Er wartete einige Augenblicke, und da der Kaiser schwieg, sagte er ohne eine Spur von Bewegung im Ton seiner Stimme:

„Eure Majestät haben keine Befehle weiter?"

Der Kaiser erwiederte freundlich:

„Leben Sie wohl, Graf, seien Sie von meiner aufrichtigen Geneigtheit überzeugt — und hoffen Sie mit mir auf die Zukunft, — was Sie gewollt, kann Gott künftigen Tagen vorbehalten haben!"

„Meine Hoffnung wankt niemals," sagte der Graf ruhig, „denn die Zukunft gehört dem Lenker der Welt!"

Und mit tiefer Verbeugung verließ er das Kabinet.

Der Kaiser blickte ihm sinnend nach.

„Sie möchten die Tage von Canossa erneuern!" sagte er vor sich hin, — „sie täuschen sich — so will ich der Diener der Kirche nicht sein, ich will ringen und kämpfen um die Macht, ihr Schirmherr zu werden. — Und nun — an's Werk!"

Er schellte, der Kammerdiener erschien.

„Der Staatsrath Klindworth soll ohne Aufsehen gerufen werden!“

„Zu Befehl, Kaiserliche Majestät!“

Der Kaiser setzte sich vor seinen Schreibtisch und begann schnell verschiedene Papiere durchzusehen. Doch war diese Beschäftigung mehr mechanisch, seine Gedanken schweiften weit ab und oft sank das Papier, das er in der Hand hielt, langsam zurück, während sein Blick sich nachdenkend in das Leere richtete.

Der Staatsrath trat ein, das Gesicht mit den gesenkten Augen unbeweglich und undurchdringlich wie immer. Die Hände vor der Brust gefaltet, blieb er nach tiefer Verneigung in der Nähe der Thür stehen.

Der Kaiser blickte auf, als der Staatsrath eintrat, und erwiederte seinen ehrfurchtsvollen Gruß durch eine leichte Kopfneigung.

„Wissen Sie, was ich beschlossen habe, mein lieber Staatsrath?“ fragte er, den Blick forschend auf das Gesicht Klindworth's gerichtet.

„Ich weiß es, Kaiserliche Majestät!“

„Und — was sagen Sie dazu?“

„Ich freue mich des Entschlusses Eurer Majestät!“

Der Kaiser schien verwundert.

„Sie stimmen damit überein,“ fragte er, „daß ich Italien opfern will?“

„Um Deutschland zu halten, ja —" erwiederte der Staatsrath, — „von Deutschland aus können Eure Majestät Italien wiedererobern, von Italien aus niemals Deutschland."

„Aber Sie waren gegen das Aufgeben Italiens vor dem Kampf?" fragte der Kaiser.

„Gewiß, Kaiserliche Majestät," erwiederte der Staatsrath, — „weil ich von dem großen Metternich gelernt habe, daß man niemals etwas aufgeben müsse, was man hat und halten kann, daß man aber auch der Nothwendigkeit stets Rechnung tragen, und wenn man gezwungen wird, etwas zu opfern, immer das opfern müsse, was man am leichtesten wiedererlangen kann."

„Aber" — warf der Kaiser leicht hin, indem er einen kurzen, forschenden Blick hinüber richtete, — „man wird mir das in Rom sehr übel nehmen — man wird sich vielleicht feindlich gegen mich stellen."

„Uebel nehmen — ja, Majestät," erwiederte der Staatsrath, — „feindlich stellen — das wird nicht viel zu sagen haben, man wird ja Oesterreich immer wieder bedürfen. Die Kirche und ihr Einfluß ist ein mächtiger Faktor im politischen Leben — und die politischen Faktoren muß man benützen, aber sich nicht von ihnen beherrschen lassen, — das war einer der ersten Grundsätze Metternich's."

Der Kaiser schwieg nachdenklich.

„Wenn ich aber Italien aufgegeben habe, so muß ich auch den Preis dieses Opfers gewinnen. — Glauben Sie, daß die französische Allianz wird erreicht werden?"

„Ich hoffe es," sagte der Staatsrath, indem sein stechender Blick eine Sekunde lang unter den gesenkten Augenlidern hervorschoß, — „wenn die Diplomatie ihre Schuldigkeit thut!"

„— Wenn sie ihre Schuldigkeit thut!" sagte der Kaiser gedehnt. — „Mein lieber Staatsrath," fuhr er fort, „Sie müssen sogleich nach Paris und alle Ihre Geschicklichkeit aufbieten, um den Kaiser Napoleon zum sofortigen aktiven Einschreiten zu bewegen!"

„Ich reise mit dem nächsten Kurierzug, Majestät," sagte Klindworth ohne eine Miene zu verziehen.

„Sie kennen die Situation genau und wissen, worauf es ankommt?" fragte der Kaiser.

„Eure Majestät können sich auf mich verlassen," sagte der Staatsrath.

Der Kaiser schwieg lange und bewegte die Finger leicht auf dem Tisch.

„Was spricht man in Wien?" fragte er endlich in gleichgültigem Ton.

„Ich kümmere mich sehr wenig um das, was man

spricht," sagte der Staatsrath mit einem kurzen, forschenden Blick auf den Kaiser, — „indeß habe ich doch soviel gehört, daß die Stimmung im Ganzen muthig ist und daß man Alles vom Erzherzog Albrecht und der italienischen Armee erwartet."

„Spricht man — von meinem Bruder Maximilian?" fragte der Kaiser mit leicht gepreßter Stimme.

Wieder fuhr ein scharfer, lauernder Blick aus dem Auge des Staatsraths.

„Ich habe nichts davon gehört," sagte er, — „wie sollte man auch darauf kommen?"

„Es gibt Leute," sagte der Kaiser halb leise, „die bei jeder unglücklichen Katastrophe den Namen meines Bruders im Munde führen." — Und abermals schwieg er, indem eine finstere Wolke über seine Stirn zog.

„Das beste Mittel," sagte der Staatsrath, „daß ganz Wien nur Einen Namen nennt, ist, daß Eure Majestät sich öffentlich zeigen!"

„Wie das — soll ich etwa eine Praterfahrt machen?" — fragte der Kaiser noch immer mit finsterem Ausdruck.

„Majestät," sagte der Staatsrath, „es sind so eben eine Menge österreichische und sächsische verwundete Offiziere angekommen und im goldenen Lamm in der Leopoldstadt untergebracht — darf ich mir eine unter-

thänige Bemerkung erlauben, so würde ich Eure Majestät bitten, diese Verwundeten zu besuchen, — das würde einen vortrefflichen Eindruck machen."

„Sogleich!" rief der Kaiser — „und nicht wegen des Eindrucks, mein Herz drängt mich, diese Braven zu begrüßen und ihnen zu danken."

Er erhob sich.

„Befehlen Eure Kaiserliche Majestät," sagte der Staatsrath mit leiser, demüthiger Stimme, „daß ich mir das Reisegeld nach Paris auf der Staatskanzlei zahlen lasse?"

„Nein," sagte der Kaiser. Er öffnete eine kleine Schatulle, welche auf dem Tische vor ihm stand, nahm zwei Rollen daraus und reichte sie dem Staatsrath.

„Genügt das?" fragte er.

„Vollkommen," erwiederte dieser, indem ein funkelnder Blitz aus seinen Augen schoß, und mit der Hand die Rollen ergreifend, ließ er sie in die Tasche seines großen braunen Rockes verschwinden.

„Nun," sagte der Kaiser, „reisen Sie schnell und kommen Sie bald zurück — wenn es nöthig ist, geben Sie mir auf dem bekannten Wege Nachricht, — vor Allem erreichen Sie — was möglich ist."

Er nickte leicht mit dem Kopf. Der Staatsrath verneigte sich und verschwand schnell, ohne die Thüre

weiter zu öffnen, als es unumgänglich nöthig war hindurchzuschlüpfen, und ohne das mindeste Geräusch.

Der Kaiser schellte und befahl seinen Wagen und den Flügeladjutanten.

Dann fuhr er nach dem goldnen Lamm und besuchte die verwundeten Offiziere.

Die Wiener, die ihn durch die Straßen fahren sahen im offenen Wagen, heiter und stolz, sagten: „Es muß halt so schlimm nicht sein, denn der Kaiser sieht ganz wohl und zufrieden aus.“

Als er aus dem Hotel heraustrat, hatte sich eine dichte Menschenmenge vor dem Hause versammelt und begrüßte den Kaiser mit lauten, enthusiastischen Hochrufen.

Mit hellem, stolzem Blick ließ er sein Auge über die Menge schweifen und stieg in den Wagen, indem er freundlich nach allen Seiten grüßte.

Da erhoben sich laut und deutlich nah und fern die Rufe: „Eljen! Eljen!“

Betroffen horchte der Kaiser auf und versank in tiefes Nachdenken, während der Wagen langsam die drängende Menge theilte und dann in schnellem Trabe zur Hofburg zurückfuhr.

Achtzehntes Kapitel.

Napoleon III. saß in seinem Kabinet in den Tuilerieen. Die schweren dunklen Vorhänge waren weit von den großen Fenstern zurückgezogen und das Morgenlicht fiel in hellen Strahlen herein. Der Kaiser trug einen leichten Morgenanzug, sein Haar und sein langer Schnurrbart waren frisch geordnet und sein gealtertes, müdes und abgespanntes Gesicht zeigte jenen Ausdruck der Frische, welchen selbst kranken Zügen die Ruhe der Nacht und eine sorgfältige Toilette verleiht.

Neben ihm auf einem kleinen Tisch stand eine brennende Kerze und das einfache Geschirr von Silber und Sèvresporzellan, in welchem er sich seinen Thee selbst bereitet hatte; er rauchte eine große dunkelbraune Havannahcigarre, deren blaue Wölkchen das Kabinet durchzogen und vermischt mit dem Aroma des Thees

und einem leichten Duft von Eau de Lavande in dem vor dem Eintritt des Kaisers sorgfältig mit frischer Luft erfüllten Zimmer einen angenehmen und leichten Parfüm verbreiteten.

Der Kaiser hielt einige Briefe und Telegramme in der Hand und auf seinem Gesicht zeigte sich ein heiterer und zufriedener Ausdruck.

Vor ihm stand sein vertrauter Sekretär Pietri.

„Alles fällt Dem zu, der zu warten versteht,“ sagte der Kaiser mit leichtem Lächeln. — „Man hat mich zum Eingreifen in diesen deutschen Krieg veranlassen wollen — zum plötzlichen, eiligen Handeln — und jetzt? — ich glaube, mehr und Besseres hätte ich nicht erreichen können, wenn ich — ganz meiner Neigung und Ueberzeugung entgegen — in die natürliche Entwicklung der Ereignisse eingegriffen hätte.

„Der Kaiser von Oesterreich“ — fuhr er fort, „tritt mir Venetien ab und ruft meine Vermittlung an, um den siegreich vordringenden Feind aufzuhalten — damit habe ich Italien gegenüber die Situation in der Hand, — das geschlagene Italien wird mir die Erwerbung der letzten Provinz danken und mein Wort: frei bis zur Adria, wird erfüllt werden!“ — Er seufzte erleichtert auf. „Damit habe ich viel gewonnen an Einfluß und an Prestige — was,“ fügte er lächelnd

hinzu, — „noch mehr wiegt als Macht und Einfluß. — Der König von Preußen," fuhr er fort, — „nimmt meine Vermittlung — im Prinzip freilich und für den Waffenstillstand zunächst — an, — aber daraus wird das Uebrige folgen und ich bin damit zum Schiedsrichter in Deutschland geworden! — Hätte ich mehr erreichen können" — fragte er mit einem langen Zug aus seiner Cigarre, indem er wohlgefällig die weiße Asche betrachtete und den bläulichen Rauch langsam in einzelnen Absätzen von sich blies, — „hätte ich mehr erreichen können, wenn die Armeen Frankreichs im Felde stünden?"

„Gewiß nicht," erwiederte Pietri, „und ich bewundere den Scharfblick Eurer Majestät — ich muß gestehen, daß ich selbst nicht ohne Bedenken war bei der Enthaltung Frankreichs von aller Mitwirkung bei diesen großen Ereignissen. Indeß möchte ich Eure Majestät doch darauf aufmerksam machen, daß — wie ich glaube, die Situation klarer ist Italien gegenüber — wenn auch jetzt eine leise Abneigung des Königs sich zeigt, Venetien als Geschenk anzunehmen, — als den deutschen Mächten gegenüber. Die Annahme der Vermittlung im Prinzip —"

„Wird noch zu weiten Verhandlungen führen in der praktischen Ausführung," unterbrach der Kaiser,

— „ich weiß das, — beide Theile haben dabei ihre Hintergedanken — nun wohl," sagte er lächelnd, „so habe ich die meinigen."

„Es ist jedenfalls eine große Sache," fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, „daß die Kanonen schweigen, sobald mein vermittelndes Wort ertönt und daß die leise und freundliche Stimme Frankreichs die Macht hat, jene beiden gewaltigen Gegner augenblicklich wenigstens die Waffen senken zu lassen, um mit achtungsvoller Aufmerksamkeit meinem Wort zu lauschen. Das gibt mir immer die Stellung eines Schiedsrichters in Deutschland. — So muß die Sache," fuhr er fort, „auch der öffentlichen Meinung dargestellt werden — es ist sehr wichtig, daß dieselbe in keine Bahnen einlenkt, welche meine vorsichtige und ruhige Aktion verwirren könnten."

„Das ist geschehen, Sire," sagte Herr Pietri, — „ganz in diesem Sinne hat der Moniteur die Vermittlung Eurer Majestät dargestellt und so wird die Situation von den ergebenen Blättern weiter behandelt."

„Gut, gut," sagte der Kaiser, — „und wie nimmt die souveräne öffentliche Meinung meiner guten Pariser die Sache auf?"

„Vortrefflich" — erwiederte Pietri, „alle Organe der Presse fassen die Stellung Frankreichs in diesem

Konflikt als eine der nationalen Würde entsprechende und schmeichelhafte auf."

Der Kaiser nickte zufrieden mit dem Kopf.

„Ich kann Eurer Majestät aber nicht verbergen," sagte Pietri, „daß sich eine starke Thätigkeit in preußischem Sinne in dem Journalismus bemerkbar macht, — der preußische Konsul Bamberg, der, wie Eure Majestät wissen, diese Angelegenheiten bei der Botschaft besorgt, wird seit einiger Zeit sehr kräftig und geschickt unterstützt durch den Temps, den Siècle und andere Blätter."

Der Kaiser schwieg nachdenkend.

„Es fragt sich nun," fuhr Pietri fort, — „ob dieser Agitation entgegengewirkt werden solle —"

„Nein," sagte der Kaiser entschieden, — „es wäre mir in diesem Augenblick sehr wenig erwünscht, wenn die öffentliche Meinung eine entschiedene Parteinahme für Oesterreich verlangte, — das würde mich geniren. — Ich muß Ihnen aufrichtig sagen," fuhr er nach einem minutenlangen sinnenden Schweigen fort, „daß ich sehr wenig Vertrauen in Oesterreich setze, welches mir dem Prozeß der Auflösung zu verfallen scheint, — ich glaube, es wird möglich sein, sich mit Preußen zu arrangiren. Der große Kaiser hatte diesen Gedanken," fuhr er, halb zu sich selber sprechend, fort, „man

verstand ihn in Berlin nicht und büßte dafür bei Jena. — Graf Bismarck aber ist kein Haugwitz und — wird denn," fuhr er sich unterbrechend fort, — „von österreichischer Seite nichts gethan, um auf die öffentliche Meinung hier zu wirken?"

Pietri zuckte die Achseln.

„Der Fürst Metternich," sagte er, „ist zu sehr grand seigneur, um sich darum zu kümmern und von dem Olymp herabzusteigen zu den allerdings dunkeln und trüben Regionen des Journalismus, für welche man in Oesterreich überhaupt noch eine souveräne Verachtung hat."

„Ja, ja," sagte der Kaiser nachdenkend, — „diese legitime Diplomatie lebt und webt auf ihren olympischen Höhen, ohne sich zu kümmern um das, was da unten vorgeht im irdischen Staub, — und doch wird sie da unten gemacht, diese öffentliche Meinung, diese unfaßbare Macht mit der Proteusgestalt, welche die Fäden zieht an dem verhängnißvollen Webestuhl des ewigen Fatums, jener dunkeln Gewalt, deren Richterspruch die stolzen Götter des Olymps in den Tartarus schleudert!"

„Uebrigens," sagte Pietri lächelnd, „wird doch etwas österreichische öffentliche Meinung gemacht — in sehr langen, sehr vornehmen und diplomatischen Artikeln plaidirt das Mémorial diplomatique —"

„Debraux de Saldapenha?" fragte der Kaiser lächelnd.

„Zu Befehl, Majestät!"

„Uebrigens," sagte Napoleon, indem er die herabgefallene Cigarrenasche von seinem Beinkleide stäubte, „kann doch ein kleines Gegengewicht nicht schaden, — lassen Sie," fuhr er fort, „einige Artikel hie und da erscheinen, welche auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, die Stellung Oesterreichs in Europa nicht schwächen und zu sehr herabdrücken zu lassen. — Hören Sie wohl — in Europa — von Deutschland darf keine Rede sein, — und die Artikel müssen in ihrer ganzen Art und Weise den Stempel offiziösen österreichischen Ursprungs tragen — der Journalismus selbst muß glauben, daß sie dorther kommen. — Sie wissen das zu machen?"

„Vollkommen, Sire," erwiederte Pietri.

„Da hat mir Laguerronière," fuhr der Kaiser fort, „von einem sehr geschickten kleinen Journalisten gesprochen — Escudier — er hat Relationen in Oesterreich, — verwenden Sie ihn dazu, — überhaupt," fuhr er fort, „müssen wir unser journalistisches Kontingent verstärken, — unsere Cadres haben sich gelichtet — und wir werden eine Campagne machen müssen. Denken Sie darüber nach!"

Pietri verneigte sich.

Der Kammerdiener meldete: „Seine Excellenz Herr Drouyn de Lhuys.“

Der Kaiser neigte den Kopf, — warf nach einem letzten Zug seine Cigarre fort und sagte zu seinem Sekretär: „Bleiben Sie in der Nähe — ich werde Ihrer noch bedürfen.“

Pietri entfernte sich durch die große schwere Portière, welche zu der nach seinem Zimmer herabsteigenden Treppe führte.

Kaum hatten sich die Falten des Vorhangs hinter ihm geschlossen, so trat Herr Drouyn de Lhuys in das Zimmer des Kaisers, ernst und ruhig wie immer, sein Portefeuille unter dem Arm.

„Guten Morgen, mein lieber Minister,“ rief Napoleon III., langsam aufstehend und ihm die Hand reichend, — „nun, sind Sie zufrieden mit dem Gang der Dinge und der Stellung, welche uns die Politik des Abwartens geschaffen hat?“

„Nicht zu sehr, Sire,“ erwiederte Drouyn de Lhuys ernst und ruhig.

Eine Wolke flog über die Stirn des Kaisers. Dann sagte er mit freundlichem Lächeln:

„Sie sind der unverbesserliche Pessimist, mein lieber Minister, — was können Sie denn noch mehr ver=

langen, — sind wir nicht in diesem Augenblick der Schiedsrichter von Europa?"

„Ein Schiedsrichter, Sire," sagte Drouyn de Lhuys unerschütterlich, „der noch nicht weiß, ob die Parteien seinen Spruch acceptiren. Der beste Schiedsrichter ist der, der sein Schwert in die Wagschale wirft, und Brennus, der Ahnherr der Gallier, hat uns dazu das Vorbild gegeben!"

„Fast müßte ich glauben, den feurigsten meiner Marschälle zu hören und nicht meinen Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten," sagte der Kaiser lächelnd, — „doch," fuhr er fort, „ernsthaft gesprochen, — warum sind Sie nicht zufrieden, — ich weiß wohl, daß wir uns da vor einer Reihe schwieriger und verwickelter Negoziationen befinden, aber —" sagte er verbindlich, „sollte Sie das erschrecken, den vielgewandten Staatsmann, der für alle solche Labyrinthe den Faden der Ariadne zu finden weiß? — Ich glaube" — und er rieb sich vergnügt die Hände — „daß wir gewonnenes Spiel haben, sobald wir die Dinge nur auf das Feld langer Negoziationen bringen können. Was ich am meisten fürchte, das sind die plötzlich daherstürzenden Ereignisse. Sie schließen die Logik, die Kombination, die Waffen des Geistes aus."

Drouyn de Lhuys schwieg einen Augenblick und

ließ sein Auge ruhig auf dem lebhafter als sonst bewegten Gesicht des Kaisers ruhen.

„Ich weiß,“ sagte er dann, „daß Eure Majestät es lieben, gordische Knoten zu schürzen, — aber Sie vergessen, daß wir es hier mit einem Manne zu thun haben, der sehr geneigt ist, solche künstlichen Gewebe mit dem Schwerte zu durchhauen, und — der ein sehr scharfes Schwert in der Hand hat!“

„Aber mein lieber Minister,“ sagte der Kaiser — „Sie werden doch nicht wollen, daß ich in diesem Augenblick, — wo meine Vermittlung acceptirt ist, mit dem Degen in der Hand zwischen die Parteien treten soll?“

„Nicht in der Hand, Majestät,“ erwiederte Drouyn de Lhuys, — „aber jedenfalls mit einem scharfen Schwert an der Seite! — Sire,“ fuhr er fort, „der Augenblick ist ernst, die französische Vermittlung kann keine platonische sein, — Eure Majestät müssen sich klar machen, was Sie durch Ihre Intervention erreichen wollen.“

„Zunächst jedenfalls, daß dieser unangenehme Lärm der Kanonen in Deutschland aufhört, — der alle ruhige und vernünftige Diplomatie unmöglich macht. Cedant arma togae! — Und dann — doch was ist Ihre Meinung über die Lage und das, was wir thun sollen?“ unterbrach er sich, indem seine halbgeschlossenen Augen sich öffneten und der volle Blick

seiner phosphorisch leuchtenden Pupille auf den Minister fiel.

Und er setzte sich, indem er mit der Hand Drouyn de Lhuys einen Fauteuil bezeichnete.

„Sire,“ sagte dieser, indem er sich niederließ — „Eure Majestät müssen sich klar machen, was Sie den bereits vollzogenen Ereignissen in Deutschland gegenüber thun wollen. Zwei Wege sind möglich, und ich werde mir erlauben, sie vor Eurer Majestät zu analysiren. — Nach den Mittheilungen Benedetti's, nach den Andeutungen des Grafen Goltz ist es zweifellos, daß Preußen den ungeheuren Erfolg seiner Waffen, bei welchem — man muß es anerkennen — die Monarchie der Hohenzollern viel — vielleicht ihre Existenz — eingesetzt hat, vollständig ausnützen will.“ —

Der Kaiser nickte zustimmend.

„Nach meinen Informationen und meiner Ueberzeugung von dem Charakter des Grafen Bismarck wird man nicht nur die Ausschließung Oesterreichs aus den deutschen Angelegenheiten, nicht nur die preußische Führung in Deutschland, wenigstens bis zum Maïn, verlangen, — man wird auch eine territoriale Vergrößerung beanspruchen, man wird Hannover, Hessen und Sachsen annektiren wollen.“

Der Kaiser richtete den Kopf in die Höhe.

„Hessen,“ sagte er, — „das berührt mich nicht, — Hannover, — ich habe Achtung vor dem König Georg und wahrhafte Sympathie für ihn, seit ich ihn in Baden-Baden kennen gelernt, — indeß das mag man mit England ausmachen, — Sachsen,“ sagte er, leicht mit den Fingerspitzen seinen Schnurrbart drehend, „das ist etwas Anderes, — das berührt die Tradition meines Hauses — doch,“ unterbrach er sich, „fahren Sie fort!“

„Oesterreich,“ sagte Drouyn de Lhuys, ruhig seinen Vortrag wieder aufnehmend — „wird diese Forderungen zugestehen müssen, denn es ist außer Stande, den Kampf wieder aufzunehmen und fortzuführen. Die Südarmee rückt zu langsam herauf, und auf Ungarn — alle meine Agenten bestätigen das — kann man sich nicht verlassen, — es wird also nur von dem Entschluß Frankreichs abhängen, ob die preußischen Forderungen gewährt werden oder nicht.“

Der Kaiser schwieg.

„Eure Majestät können,“ fuhr Drouyn de Lhuys fort, „dieser Lage der Dinge gegenüber zwei Wege einschlagen.“

Napoleon III. horchte gespannt auf.

„Einmal,“ sagte Drouyn de Lhuys, „können Eure Majestät sagen: der deutsche Bund, welcher unter der

völkerrechtlichen Garantie Europas stand, ist aufgelöst und alle deutschen Fürsten sind damit einfach europäische Souveräne geworden, welche die Alliirten Frankreichs sind. Frankreich verbietet eine durchgreifende und das deutsche und europäische Gleichgewicht störende Veränderung ihres Besitzstandes und ihrer Souveränetät. Eure Majestät können eine Scheidung des deutschen Bundes in eine norddeutsche und eine süddeutsche Gruppe, — die erste unter preußischer, die zweite unter österreichischer Führung gestatten, jede weitere Veränderung aber verbieten. — Dieß ist der Weg," fügte der Minister hinzu, „welchen ich Eurer Majestät einzuschlagen rathen würde."

Der Kaiser bog sich sinnend zusammen.

„Und wenn Preußen diesen Vorschlag — oder diesen Schiedsspruch nicht annimmt?" fragte er.

„Dann müßten Eure Majestät an den Rhein marschiren und dem Beispiel des Brennus folgen," sagte Drouyn de Lhuys.

„Was würde ich gewinnen?" fragte der Kaiser. „Würde dieß zweigetheilte Deutschland nicht stets bereit sein, sich gegen Frankreich zu einigen, vielleicht stärker organisirt in seinen zwei Hälften, als es jemals im alten deutschen Bunde gewesen? — Und der andere Weg?" — fragte er dann.

„Wenn Eure Majestät nicht wollen, was ich so eben vorgeschlagen," sagte Drouyn de Lhuys, — „dann muß nach meiner Ueberzeugung Frankreich thun, Deutschland gegenüber, was es Italien gegenüber gethan hat, — es muß den Ereignissen ihren Lauf lassen, die ganze oder theilweise nationale Einigung unter Preußen sich vollziehen, die territorialen Vergrößerungen Preußens geschehen lassen — und seinerseits — Kompensationen fordern."

Die Augen des Kaisers leuchteten auf.

„Und welche Kompensationen würden Sie fordern?" fragte er.

„Benedetti behauptet," sagte Drouyn de Lhuys, „daß in Berlin große Geneigtheit bestände, uns die Erwerbung Belgiens zuzugestehen." —

Der Kaiser nickte zustimmend.

„Ich würde," fuhr der Minister fort, „für eine Politik in dieser Richtung nicht stimmen — wir würden dadurch an militärischen Positionen wenig gewinnen und uns große Verwickelungen mit England aufbürden."

Der Kaiser zuckte leicht die Achseln.

„Aber Belgien ist französisch," sagte er.

„Sire," erwiederte Drouyn de Lhuys, — „mit demselben Recht ist der Elsaß deutsch!"

„Ah bah!“ machte der Kaiser wie unwillkürlich, — „doch,“ sagte er, „wo würden Sie Ihre Kompensationen suchen?“

„Sire,“ erwiederte Drouyn de Lhuys, „wenn Deutschland sich in militärischer und politischer Einigung unter Preußens Führung konstituirt, so ist es in seiner neuen Macht eine ernste Drohung gegen Frankreich, eine Gefahr für unsere Macht, ja für unsere Sicherheit. — Wir müssen also unsererseits Garantieen gegen eine aggressive Politik des neukonstituirten Deutschlands verlangen. — Zunächst,“ fuhr er fort, als der Kaiser schwieg, — „müssen wir, — und das ist in der That eine billige und mäßige Forderung, die Herstellung der französischen Grenzen in denjenigen Linien verlangen, wie sie der wiener Kongreß im Jahre 1814 gezogen.“

Der Kaiser neigte lebhaft das Haupt.

„Dann, Sire,“ fuhr Drouyn de Lhuys fort, indem er sein klares Auge fest auf den Kaiser richtete, „müssen wir Luxemburg und Mainz haben.“

„Das ist viel!“ sagte der Kaiser ohne aufzublicken.

„Aber gewiß nicht zu viel!“ erwiederte Drouyn de Lhuys. — „Luxemburg ist außerdem nur eine Frage zwischen uns und Holland und bedarf nur der stillschweigenden preußischen Zustimmung, — Mainz — nun — man kann darüber transigiren, jedenfalls ist es

besser, mehr zu fordern, als man unbedingt haben will. — Das ist meine Ansicht über die Kompensationen," sagte er nach einem kurzen Stillschweigen.

„Und sie ist die meinige!" sprach der Kaiser, sich erhebend — und mit seinem langsamen, in den Hüften wiegenden Gang machte er einige Schritte im Zimmer.

Dann blieb er vor Drouyn de Lhuys stehen, der sich ebenfalls erhoben hatte, und sprach:

„Ich bedaure, mein lieber Minister, daß ich mich nicht entschließen kann, den ersten der von Ihnen bezeichneten Wege zu gehen, — obgleich derselbe Ihnen der richtigste scheint."

„Ich habe die beiden Wege als vorgezeichnete Alternative hingestellt, Sire," sagte Drouyn de Lhuys sich verneigend, „und — obwohl ich den ersteren vorziehen würde — doch dem zweiten die vollste Berechtigung zuerkannt!"

„Gehen wir also den zweiten," sagte der Kaiser, „lassen wir Herrn von Bismarck Deutschland so gut er kann einigen, und stärken wir die Macht Frankreichs so sehr wir es vermögen. Schreiben Sie also sogleich an Benedetti, daß er sich in das preußische Hauptquartier begebe und zunächst einfach einen Waffenstillstand vermitteln solle — damit nur erst einmal diese Kanonen schweigen und Raum für eine ruhige Ver-

handlung wird. Dann soll er in vertraulicher Unterredung mit Herrn von Bismarck die Kompensationsfrage anregen und Luxemburg und Mainz dabei erwähnen."

Drouyn de Lhuys verneigte sich.

„Aber ohne sich zu sehr zu engagiren — ohne irgend ein Ultimatum zu stellen, — ich will die Hand frei behalten" — fuhr der Kaiser lebhaft fort. —

„Unsere Interessen können nur gewahrt werden, Sire," sagte Drouyn de Lhuys, „wenn unsere Sprache fest und unsere Haltung entschlossen ist —"

„Das soll sie auch sein," rief der Kaiser, — „aber man muß doch nicht mit dem Ultimatum anfangen. Lassen Sie Benedetti sondiren und schleunigst berichten, wie seine Aeußerungen aufgenommen sind!"

„Und was wollen Eure Majestät Oesterreich sagen?" fragte Drouyn de Lhuys.

„Daß wir uns die größte Mühe geben würden, den Frieden so günstig als möglich zu vermitteln, und daß der Territorialbestand und die europäische Stellung Oesterreichs gewahrt werden solle. Man muß," fügte er hinzu, „in Wien rathen, für alle Fälle die Maßregeln zum ferneren Widerstand auf dem militärischen Gebiet fortzusetzen, — wer weiß — es kann da immer noch eine Wendung eintreten und jedenfalls kann eine feste Haltung Oesterreichs und die Vermehrung der

Schwierigkeiten, welche Preußen nach jener Seite noch findet, uns nur vortheilhaft sein."

„Ich bin ganz der Meinung Eurer Majestät und werde sogleich in diesem Sinne an den Herzog von Gramont schreiben. — Nun aber," fuhr er fort, „muß ich Eurer Majestät noch mittheilen, daß soeben Herr von Beust angekommen ist und um eine Audienz bittet."

„Herr von Beust, der sächsische Minister?" fragte der Kaiser erstaunt.

„Er ist in Paris seit heute Morgen und war bei mir, ehe ich hierher kam," sagte Drouyn de Lhuys.

„Und was will er?" fragte der Kaiser.

„Eurer Majestät Schutz für Sachsen anrufen."

„Ich will ihn sogleich sehen," sagte Napoleon nach kurzem Nachdenken — „aber ohne Ceremoniell!"

„Das wünscht auch Herr von Beust, Majestät!"

„Bitten Sie ihn, sich durch den Oberst Favé, der den Dienst hat, melden zu lassen, — ich werde den Obersten instruiren, daß er ihn ohne Aufsehen hierher führt."

„Sehr wohl, Sire, — ich erwarte heute oder morgen den Prinzen Reuß, welchen der König von Preußen mit einem Briefe an Eure Majestät vom Hauptquartier zu Pardubitz abgesendet hat."

„Von wo?" fragte der Kaiser.

„Von Pardubitz, Sire," wiederholte Drouyn de Lhuys mit langsamer Betonung.

„Welche Namen!" rief Napoleon, — „und wissen Sie, was er bringt?"

„Die Grundzüge des Friedens," sagte Drouyn de Lhuys, „ohne deren vorgängige Genehmigung der König keinen Waffenstillstand schließen will. So sagte mir Graf Goltz, der durch ein Telegramm von der Absendung des Prinzen avertirt ist."

„Und waren dem Grafen Goltz jene Grundzüge bekannt?" fragte der Kaiser weiter.

„Nach seiner vorläufigen und allgemeinen Instruktion nehme ich an, daß es diejenigen sind, welche ich Eurer Majestät vorhin mittheilte. Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland, preußische Führung und Annexion der zwischen den beiden Theilen der preußischen Monarchie liegenden Gebiete," erwiederte Drouyn de Lhuys.

„Nun dann wird seine Ankunft in unserer Politik nichts ändern können," — sagte der Kaiser, — „warten wir ihn ab."

„Ich erlaube mir nochmals, Eure Majestät darauf aufmerksam zu machen," sprach der Minister mit entschiedenem Tone, indem er seinen Blick durchdringend auf dem Kaiser ruhen ließ, „daß, welche Politik Frank=

reich auch befolgen möge, unsere Interessen nur dann gewahrt werden können, wenn unsere Sprache sehr fest und unsere Haltung sehr entschlossen ist."

„Das soll sie sein," sagte der Kaiser, „im Grunde der Dinge, — die Form der Anbahnung der Negoziation muß aber vorsichtig gemacht werden, — lassen Sie das Benedetti wissen."

„Es ist um so mehr Grund vorhanden, fest aufzutreten," sagte Drouyn de Lhuys, „als für Preußen vielleicht eine neue Verlegenheit emporsteigt, welche den berliner Hof um so mehr wird wünschen lassen, sich mit uns zu arrangiren. — Man hat mir," fuhr er fort, „einen Artikel des offiziösen Journal de St. Petersbourg gesendet, in welchem ausgeführt ist, daß ein Waffenstillstand wohl eine definitive Versöhnung bringen könne, wenn nicht Jemand in Deutschland wäre, der sich stark genug glaubte, Europa die Zustimmung zu seiner Eroberung Deutschlands aufzudrängen, indem er vergißt, daß noch in Europa starke gesammelte Mächte existiren, welchen das europäische Gleichgewicht kein leerer Wortklang ist."

Und Drouyn de Lhuys nahm aus seinem Portefeuille ein Zeitungsblatt, das er dem Kaiser reichte.

Dieser nahm es, warf einen flüchtigen Blick darauf und legte es auf den Tisch.

„Das ist deutlich!" sagte er lächelnd — „und die Adresse, an welche die Mahnung gerichtet ist, kann nicht zweifelhaft bleiben!"

„Baron Talleyrand berichtet, daß dieser Artikel der Ausdruck der Gesinnung in den Hofkreisen ist," sagte Drouyn de Lhuys, „und daß, wenn auch der Kaiser und Fürst Gortschakoff große Reserve beobachten, sie doch unverkennbar mit großer Besorgniß die tief einschneidende Katastrophe in Deutschland beobachten."

„Vortrefflich, vortrefflich," rief der Kaiser, — „instruiren Sie Talleyrand, daß er diese Stimmung auf jede Weise unterhalte. — Er muß," fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, „besonders darauf hinweisen, daß das Interesse Rußlands und Frankreichs gemeinsam sei, zu verhindern, daß Deutschland sich zu einer konzentrirten Militärmacht in der Hand Preußens einige."

„Ich habe eine Instruktion in diesem Sinne vorbereitet, Sire," sagte Drouyn de Lhuys, „indem ich glaubte, diese Intentionen Eurer Majestät voraussetzen zu dürfen."

„Und," sagte der Kaiser, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen — doch unterbrach er sich schnell und sprach lächelnd:

„Sie sehen, mein lieber Minister, wie sich Alles

vereint, um die Fäden der europäischen Situation wiederum in unsere Hände zu legen, — wir haben ja wirklich fast die Resultate einer gewonnenen Schlacht, und das ohne einen Schuß gethan und einen Franken ausgegeben zu haben!"

„Ich werde mich freuen, wenn Alles zu einem glücklichen Ende geführt ist," erwiederte Drouyn de Lhuys, indem er sein Portefeuille schloß.

„Und vergessen Sie nicht," sagte der Kaiser in verbindlichem Tone, indem er die Worte seines Ministers wiederholte, — „daß unsere Sprache fest und unsere Haltung entschlossen sein muß!"

Er reichte dem Minister die Hand.

„Ich werde also Herrn von Beust sogleich hierher senden, Sire," sagte der Minister, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

„Thun Sie das" — erwiederte der Kaiser, „und sobald etwas Neues sich ereignet, erwarte ich Sie."

Und mit verbindlichem Lächeln that er einen Schritt nach der Thür, durch welche Drouyn de Lhuys sich mit tiefer Verneigung entfernte.

Der Kaiser ging einige Male nachdenkend im Kabinet auf und nieder. Dann näherte er sich der Portière, welche die geheime Treppe maskirte, und rief:

„Pietri!"

Unmittelbar darauf erschien der Gerufene.

„Kennen Sie diesen Artikel des Journal de St. Petersbourg?" fragte der Kaiser, seinem Sekretär das Zeitungsblatt reichend, welches er von Drouyn de Lhuys erhalten.

„Ich kenne ihn," erwiederte Pietri, indem er einen flüchtigen Blick darauf warf, „und er lag bereit, um ihn Eurer Majestät mitzutheilen."

„Alles geht vortrefflich," sagte der Kaiser sich die Hände reibend, — „wir müssen diese Schwierigkeit welche sich da vom Osten her für die Sieger von Königgrätz erhebt, so sehr als möglich verstärken. — Ich habe Talleyrand anweisen lassen, die Identität der französischen und russischen Interessen zu betonen."

Pietri verneigte sich.

Der Kaiser drehte ein wenig die Spitze seines Bartes.

„Sie können ihm ganz vertraulich schreiben," fuhr er dann fort, „daß es kein Bedenken habe, in geeigneter und sehr vorsichtiger Weise die Idee transpiriren zu lassen, daß seit 1854 und 56 die europäische Lage sich sehr verändert habe und daß eine Verständigung Frankreichs und Rußlands über die orientalischen Angelegenheiten jetzt vielleicht möglich und erwünscht wäre. — Sollte sich aus gemeinsamer Behandlung der deutschen

Angelegenheiten eine nähere Verständigung entwickeln, so würde eine Revision des pariser Vertrages hier vielleicht keinen Widerstand finden. — Aber ganz privatim," fuhr er mit Betonung fort, — „ohne sich irgend zu engagiren und in strengster Diskretion."

„Sehr wohl — es wird sogleich geschehen," sagte Pietri.

„Sire," fuhr er nach einem Augenblick des Wartens fort, als der Kaiser schwieg, „Herr Klindworth ist da und wünscht Eure Majestät zu sehen."

„Klindworth?" rief der Kaiser lächelnd, — „dieser alte Sturmvogel konnte ja auch in der großen Krise nicht fehlen, welche so mächtigen Wellenschlag in die europäische Politik gebracht hat! Was bringt er?"

„Er kommt von Wien und will Eurer Majestät viel Interessantes mittheilen."

„Interessantes bringt er immer und gute Gedanken hat er sehr oft," rief der Kaiser, — „führen Sie ihn sogleich her!"

Pietri stieg die Treppe hinab und wenige Augenblicke darauf erschien der Staatsrath Klindworth unter der schweren, dunklen Portière, welche der geheime Sekretär nach seinem Eintritt wieder zufallen ließ.

Der Kaiser und Klindworth waren allein. Der Staatsrath stand da in derselben Haltung, in demselben

braunen Rock und derselben weißen Kravatte, wie im Kabinet des Kaisers Franz Joseph, — den Blick gesenkt wartete er nach tiefer Verneigung auf die Anrede des Kaisers.

„Seien Sie willkommen, mein lieber Herr Klindworth," sagte Napoleon mit dem ihm eigenen, so gewinnenden und liebenswürdigen Ausdruck, — „kommen Sie und setzen Sie sich zu mir, damit wir über diese merkwürdigen und stürmischen Ereignisse plaudern, welche die ganze Welt in Unruhe versetzen."

Er ließ sich in seinen Lehnstuhl nieder und der Staatsrath setzte sich mit einem schnellen Aufblick, der den Ausdruck der Physiognomie des Kaisers prüfend überflog, ihm gegenüber.

Napoleon öffnete ein kleines Etui, drehte mit großer Geschicklichkeit eine Cigarrette von türkischem Tabak und zündete sie an der auf dem Tisch stehenden Kerze an.

„Ich freue mich," sagte der Staatsrath, „in dieser großen Katastrophe Eure Majestät so wohl und so heiter zu finden. Seine Majestät der Kaiser Franz Joseph wird sehr erfreut sein, wenn ich ihm berichten kann, wie vortrefflich sich Eure Majestät befinden."

„Sie kommen vom Kaiser Franz Joseph?" fragte Napoleon aufhorchend.

„Sie wissen, Sire,“ sagte der Staatsrath, die Hände über der Brust faltend, — „ich bin kein Ambassadeur, — ich bin kein Mann der Repräsentation, — ich bin eben nur der alte Klindworth, der das Glück hat, daß die allerhöchsten Herrschaften ihm ihr Vertrauen schenken und der dann so viel als möglich seinen alten, gesunden Menschenverstand in dieser diplomatischen Welt zur Geltung zu bringen sucht, in der ja leider so viel unreifer Unsinn geschieht.“

Der Kaiser lachte, indem er dicke Wolken aus seiner Cigarrette blies.

„Und darum kommen Sie, ein wenig den Unsinn zu korrigiren, den man in den Tuilerieen machen könnte?“ fragte er.

„Wenn Eure Majestät von den Tuilerieen sprechen,“ sagte Klindworth, „so muß ich schweigen, sagen Sie aber am Quai d'Orsay, — so sage ich nicht nein, — dort könnte man ein wenig guten Rath immer brauchen!“

Der Kaiser lachte noch mehr. „Nun,“ fragte er, „welchen Rath würden Sie denn am Quai d'Orsay geben, vielleicht kann ich ihn unterstützen?“

Ein scharfer Blick schoß aus dem Auge des Staatsraths herüber. Er trommelte leicht mit den Fingern der rechten Hand auf der äußern Fläche der linken und sprach:

„Ich würde Eurer Majestät Ministern und Diplomaten das alte Wort zurufen: Videant Consules ne quid detrimenti capiat respublica!“

Der Kaiser wurde plötzlich ernst, sein Auge trat scharf und glänzend aus der verschleierten Hülle der Lider hervor und richtete sich mit brennendem Ausdruck auf den Staatsrath, der ohne eine Muskel zu bewegen da vor ihm saß.

Dann lehnte er sich in seinen Fauteuil zurück, blies langsam eine dichte Rauchwolke von sich und fragte in ruhigem Ton:

„Glauben Sie denn, daß die Sachen so schlimm stehen? — Nachdem sich der Kaiser zur Abtretung von Venetien entschlossen hat, werden alle seine Streitkräfte frei und das Kriegsglück kann sich wenden.“

„Ich glaube nicht, daß es sich wendet, Sire,“ sagte Klindworth ruhig, — „und Eure Majestät müssen meiner Ueberzeugung nach Sorge tragen, daß diese Niederlage später wieder ausgeglichen werde.“

„Diese Niederlage?“ fragte Napoleon, sich stolz aufrichtend, indem er den Schnurrbart durch die Finger gleiten ließ.

„Sire, bei Königgrätz ist Frankreich eben so sehr geschlagen als Oesterreich,“ sagte der Staatsrath.

Der Kaiser schwieg.

„Glauben Eure Majestät," fuhr der Staatsrath fort, „daß es dem Prestige Frankreichs, — des kaiserlichen Frankreichs nützlich sein kann, wenn ohne sein Zuthun mitten in Europa alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt werden, wenn sich da eine große, preußisch-deutsche Militärmonarchie erhebt ohne Frankreichs Einschreiten? — Die Kabinette Europas werden dadurch lernen, ihre Angelegenheiten ohne Frankreich zu besorgen, und Eure Majestät werden besser als ich ermessen, welchen Eindruck das auf die französische Nation machen wird."

Der Kaiser sann nach. Dann fragte er ernst und ruhig:

„Was denkt der Kaiser Franz Joseph zu thun und was erwartet er von mir?"

Der Staatsrath zeigte nicht die mindeste Verwunderung über diese plötzliche direkte Frage, welche der ganzen Unterhaltung einen so vollständig andern Ton gab.

„Der Kaiser," sagte er, „ist entschlossen, den Kampf auf das Aeußerste fortzusetzen. Er hofft durch das Heraufziehen der Südarmee die nöthigen Kräfte zu gewinnen, um die Aktion wieder aufzunehmen, — er hofft auf Ungarn —"

Napoleon schüttelte leicht den Kopf.

„Er hofft," fuhr Klindworth fort, „daß die Ver-

handlungen über den Waffenstillstand ihm die nöthige Zeit zur Erholung gewähren werden und daß dann die Höhe der preußischen Forderungen den Frieden unmöglich machen werde, — er erwartet, daß dann Eure Majestät an den Rhein rücken, Oesterreich degagiren und Preußen von der durch den Sieg bei Königgrätz plötzlich erklommenen Höhe herabstürzen werden."

Der Kaiser schwieg einen Augenblick.

„Sollten," fragte er dann, ohne aufzublicken, „in dieser Reihe von Erwartungen nicht einige erhebliche Schwierigkeiten liegen?"

„Wenn Eure Majestät sie sieht," sagte Klindworth, — „so sind sie gewiß da."

„Und sehen Sie sie nicht?" fragte der Kaiser.

„Sire," erwiederte Klindworth, „ich habe den Befehl erhalten, Eure Majestät zum schnellen Einschreiten mit gewaffneter Hand zu bewegen, — das ist mein Auftrag, — wenn Eure Majestät mir darauf eine Antwort gegeben haben, so werde ich, — wenn Sie es befehlen, meine Meinung sagen."

„Sie unterscheiden scharf," sagte der Kaiser lächelnd, — „nun wohl," fuhr er fort, langsam seine Cigarrette zwischen den Fingern drehend, — „ich will ohne Rückhalt sprechen, — der Kaiser kann überzeugt sein, daß ich ein starkes Oesterreich für die Ruhe und das Gleich-

gewicht Europas unerläßlich halte und daß ich jede Störung dieser europäischen Stellung Oesterreichs mit der ganzen Macht Frankreichs verhindern werde, — wenn dieß nöthig sein sollte. Ich glaube indeß, daß vorläufig dieser äußerste Moment noch nicht eingetreten ist und daß es vielleicht mehr schädlich als nützlich wäre, wenn meine bewaffnete Einmischung — zu der in diesem Augenblick kein Grund vorhanden ist, die deutsche Frage zu einer europäischen Krisis hinaufschrauben würde."

Klindworth hatte aufmerksam zugehört, jedes der langsam gesprochenen Worte des Kaisers mit einem stummen Neigen des Kopfes begleitend.

„Eure Majestät wollen abwarten," — sagte er dann, — „und sich möglichst lange die freie Hand erhalten, jedenfalls aber Gebietsabtretungen Oesterreichs selbst verbieten."

Der Kaiser nickte leicht mit dem Kopf.

„Doch bleibt ein Eingreifen in die Verhältnisse durchaus nicht ausgeschlossen," sagte er, — „man muß vor Allem in Wien jede Anstrengung machen, um die militärische Lage der Dinge zu Gunsten Oesterreichs zu ändern."

„Ich verstehe vollkommen, Sire," sagte der Staatsrath.

„Doch nun, mein lieber Herr Klindworth,“ fuhr der Kaiser fort, indem er den Rest seiner Cigarrette in eine kleine Porzellanvase warf und sich mit großer Aufmerksamkeit und Sorgfalt an die Herstellung einer neuen machte, — „Sie wollten mir Ihre Meinung sagen, nachdem Sie meinen Entschluß gehört haben!“

Und er neigte den Kopf leicht auf die Seite und blickte Klindworth erwartungsvoll an.

„Meine Meinung, Sire,“ sagte der Staatsrath, „ist die, daß Eure Majestät vollkommen Recht haben!“

Ein gewisses Erstaunen zeigte sich im Gesicht des Kaisers.

„Eure Majestät haben ganz Recht,“ wiederholte der Staatsrath, indem er einen kurzen lauernden Blick hinüberschießen ließ, „denn erstens,“ sagte er in fast gleichgültig hingeworfenem Ton, „gibt Ihnen das Abwarten die Chance, Kompensationen für Frankreich zu erlangen.“

Die Augenlider des Kaisers schlossen sich fast ganz — er hatte seine Cigarrette vollendet, zündete sie an der Kerze an und blies eine dichte Rauchwolke vor sich in die Luft.

„Dann aber,“ fuhr der Staatsrath fort, seine erste Bemerkung fallen lassend und die Stimme etwas er=

hebend, „haben Eure Majestät doppelt Recht, daß Sie in diesem Augenblick ein brüskes Eingreifen zurückweisen, — Sie würden Frankreich und auch Oesterreich damit wenig nützen.“

Der Kaiser hörte gespannt zu.

„Wenn Eure Majestät jetzt mit gewaffneter Hand in die deutschen Angelegenheiten eingreifen,“ sagte Klindworth mit den Fingern trommelnd, „so sind zwei Fälle möglich. — Entweder Preußen fügt sich und die Dinge bleiben — abgesehen von der Theilnahme Preußens am Präsidium des Bundes und von einigen Territorialvergrößerungen — im Wesentlichen so wie sie waren, — nur wird Preußen eine ungeheure moralische Waffe in die Hand gegeben. Man wird dem deutschen Volke unausgesetzt erzählen, daß die Einigung Deutschlands durch Frankreich verhindert ist, daß Oesterreich den Nationalfeind zu Hülfe gerufen, und da man ja jetzt in Deutschland schreiben und reden und singen darf, was man will, und die Schriften und Reden und Lieder in Berlin gemacht werden, so wird Oesterreich beim deutschen Volke moralisch vollständig vernichtet werden und bei einer künftigen Gelegenheit, — wenn Frankreich vielleicht in anderer Richtung beschäftigt ist, wird die vollständig reife Frucht den Hohenzollern in die Hände fallen.“

Der Kaiser drehte leicht den Schnurrbart und nickte mehrmals leicht mit dem Kopf.

„Oder," fuhr der Staatsrath fort, — „und dieß ist bei dem Charakter der leitenden Personen das Wahrscheinlichere, — Preußen fügt sich nicht und nimmt den Kampf trotz der ungeheuren Dimensionen desselben auf. — Dann befürchte ich, daß es Herrn von Bismarck gelingt, einen Nationalkrieg zu entflammen und das vereinte Deutschland gegen Frankreich zu führen."

„Sollte das bei der Stimmung in Deutschland möglich sein?" fragte der Kaiser.

„Sire," sagte Klindworth, — „wenn ein bewegtes Wasser im Winter nicht zusammenfrieren will, — so wirft man Eisenstäbe hinein und sofort bildet sich die Eisrinde. Das französische Schwert in die deutsche Bewegung geworfen, würde bewirken, was jene Eisenstäbe thun, die Wellen würden still stehen und sich zu fester Masse vereinigen."

„Aber die Süddeutschen?" fragte der Kaiser, — „Völker und Regierungen?"

„Sie haben jetzt schon die Hoffnung auf Oesterreich verloren," sagte Klindworth — „sie fühlen sich in der Hand Preußens, mit einigen Versprechungen, mit einigen freundlichen und drohenden Worten wird es nicht schwer sein, sie auf jene Seite hinüberzuziehen, zu

der sie — davon bin ich überzeugt — jetzt schon den anständigen und ehrenvollen Uebergang suchen."

Der Kaiser schwieg.

„Dagegen," fuhr Klindworth sich belebend fort, — „wenn jetzt Preußen erreichen darf, was es will, — das heißt zunächst und wesentlich territoriale Vergrößerungen, — die vollständige Annexion von Hannover, von Hessen u. s. w., — wenn dann nur durch mäßig angewandten Druck die souveräne Selbstständigkeit der Süddeutschen gewahrt wird, — so ist das Resultat nicht die Einigung der deutschen Nation, dieß populäre Ideal aller Turner, Sänger und Biertrinker, — sondern im Gegentheil die Spaltung derselben und es bleibt als Preis so vielen Blutes nur die Vergrößerung Preußens. Die sittliche Entrüstung, diese Emotion, welche der Deutsche so sehr liebt, wird sich gegen Preußen richten und die Sympathie der Nation Oesterreich wieder zugewendet werden können."

„Wird das möglich sein?" fragte der Kaiser.

„Gewiß," antwortete Klindworth, — „wenn Oesterreich sich mit einem andern Geist durchdringt und eine vernünftige Politik macht mit Benutzung derjenigen Faktoren, die heute nun einmal bewegend und mächtig geworden sind, — leider sage ich — aber man muß mit den wirklichen Größen rechnen!"

„Das heißt?“ fragte Napoleon.

„Sire,“ sagte Klindworth, „wenn Preußen sich durch Annexionen vergrößert und die Führung in Norddeutschland übernimmt, so wird es gezwungen werden zu einem starren, rücksichtslosen Regiment, — denn leicht werden sich die deutschen Stämme nicht assimiliren — es wird seine eiserne Hand auf Norddeutschland legen und dieselbe zugleich in fortwährender Drohung gegen Süddeutschland erheben müssen. — Dann muß Oesterreich sich erheben in innerlich gekräftigter Macht, als der Hort der partikularen Autonomie und Selbstständigkeit — und der Freiheit.“

Napoleon lächelte.

„Der Freiheit?“

„Warum nicht?“ rief der Staatsrath, „man heilt die schwersten Krankheiten durch Anwendung der gefährlichsten Gifte.“

„Wer wird der geschickte Arzt sein,“ fragte der Kaiser lachend, „dessen Hand der kranken Austria dieses Gift in richtigen Dosen einflößen kann? — Graf Mensdorff? oder Metternich?“

„Ich glaube diesen Arzt gefunden zu haben,“ sagte Klindworth ernst und ohne sich irre machen zu lassen.

Der Kammerdiener trat ein.

„Oberst Favé ist im Vorzimmer, Sire!“

Der Kaiser erhob sich.

„Einen kleinen Augenblick!“ sagte er.

Klindworth stand auf und trat dem Kaiser näher.

„Dieser Arzt,“ sagte er mit gedämpfter Stimme — „ist Herr von Beust!“

Betroffen und erstaunt blickte der Kaiser ihn an.

„Herr von Beust?“ rief er, — „der Protestant? Glauben Sie, daß der Kaiser —“

„Ich glaube es,“ sagte Klindworth, — „übrigens ist Herr von Beust hier,“ sagte er, indem sein scharfes Auge länger und fester als sonst sich mit durchdringendem Blick auf den Kaiser richtete, „Eure Majestät können ja selbst sondiren, ob meine Meinung begründet ist.“

Napoleon lächelte.

„Wer mit Ihnen spielt,“ sagte er, „muß die Karten auf den Tisch legen, — warten Sie bei Pietri, ich möchte Sie noch sehen, nachdem ich mit Ihrem Arzte des künftigen Oesterreichs gesprochen.“

Ein befriedigtes Lächeln umzog die breiten Lippen des Staatsraths, der sich mit tiefer Verbeugung durch die Portière zurückzog.

Der Kaiser schellte.

„Oberst Favé!“

Der Oberst, ein mittelgroßer magerer Mann mit kurzem schwarzen Haar und kleinem Schnurrbart, im

schwarzen Ueberrock — halb Militär, halb Hofmann in seiner Haltung, erschien in der Thür. Er hielt den Flügel derselben für den sächsischen Minister geöffnet und entfernte sich wieder, nachdem dieser eingetreten.

Herr von Beust trug einen grauen, weit zurückgeschlagenen Ueberrock von leichtem Sommerstoff über dem schwarzen Frack, auf welchem der weißglänzende Stern der Ehrenlegion sichtbar war. Sein leicht ergrautes Haar war sorgfältig frisirt und gelockt, — das weite schwarze Beinkleid bedeckte fast ganz den auffallend kleinen Fuß im zierlichen Stiefel. Sein feines und geistreiches Gesicht mit dem fast durchsichtigen Teint, dem beredten Munde und den lebhaften, klaren Augen war blasser als gewöhnlich und zeigte heute nicht das ihm sonst eigenthümliche freundliche und gewinnende Lächeln. Ein schmerzlicher Zug spielte um seinen Mund und tiefe Abspannung lag auf seinem nervös gezogenen Antlitz.

Er näherte sich dem Kaiser mit jener leichten und sichern Eleganz des vornehmen Hofmannes und verneigte sich schweigend.

Napoleon trat ihm mit verbindlichem Lächeln entgegen und reichte ihm die Hand.

„So schmerzlich auch die Veranlassung sein mag,“ sagte er mit sanfter Stimme, — „ich freue mich, den

bedeutendsten und geistvollsten Staatsmann Deutschlands bei mir zu sehen!"

„Den unglücklichsten, Sire," sagte Herr von Beust traurig.

„Der Unglücklichste ist nur der, der die Hoffnung verliert," antwortete der Kaiser, indem er sich niederließ und Herrn von Beust durch eine Geberde voll anmuthiger Höflichkeit zum Sitzen einlud.

„Sire — ich bin gekommen, um aus Eurer Majestät Munde zu vernehmen, ob ich noch Hoffnung hegen — und meinem Souverän bringen kann?"

Der Kaiser ließ die Spitze seines Schnurrbartes durch die Finger gleiten.

„Sagen Sie mir," sprach er dann, „wie Sie die Lage der Dinge in Deutschland ansehen, — ich bin begierig, ein Bild davon aus Ihrem Munde zu vernehmen, — dem Munde des Meisters in Auffassung und Darstellung —" fügte er mit verbindlichem Lächeln und leichter Neigung des Hauptes hinzu.

Das blasse Gesicht des Herrn von Beust belebte sich.

„Sire," sagte er, „ich habe mein Spiel verloren! — Ich hoffte," fuhr er fort, „eine neue föderative Gestaltung des nationalen Lebens in Deutschland zu schaffen, den Ehrgeiz Preußens definitiv in seine Schranken zurückzuweisen und den deutschen Bund zu neuer

Kraft und Autorität in freier Entwicklung den Forderungen der Zeit entsprechend hinüberführen zu können, — ich habe mich getäuscht — ich habe ohne die Zerrissenheit Deutschlands, ohne die Schwäche Oesterreichs gerechnet. — Das Spiel ist verloren," wiederholte er seufzend, — „wenigstens hat Sachsen alles Seinige gethan, um es zu gewinnen."

„Und ist keine glückliche Wendung des Spiels mehr möglich?" fragte der Kaiser.

„Ich glaube nicht daran," sagte Herr von Beust. „Man hofft in Wien noch auf die Südarmee, auf eine Wiederaufnahme der Offensive — ich glaube an das Alles nicht, — von einem Schlage, wie der bei Königgrätz, erholt sich ein Staat nicht leicht, selbst wenn sein inneres Leben nicht solcher Stagnation — und Fäulniß verfallen ist, wie dasjenige Oesterreichs. — Preußen ist Sieger in Deutschland," fuhr er fort, „und es wird das Recht des Siegers mit eiserner Hand geltend machen, — wenn nicht ein mächtiges Veto ihm entgegentritt."

Sein klares Auge richtete sich forschend auf den Kaiser.

„Und Sie glauben, daß ich dieß Veto sprechen sollte, — daß ich es könnte?" fragte Napoleon.

„Sire," erwiederte Herr von Beust, — „ich spreche zu Eurer Majestät zunächst als Minister Sachsens, al-

der Diener meines unglücklichen Herrn, der mit dem Verlust des Erbes seines Hauses bedroht ist, — soweit ihm dasselbe noch geblieben ist."

„Glauben Sie," warf der Kaiser ein, „daß man wirklich im preußischen Hauptquartier an die Entfernung deutscher Fürsten denkt?"

„Die Einverleibung von Hannover, Hessen und Sachsen ist beschlossen, Sire," sagte Herr von Beust bestimmt, — „und," fügte er mit leichtem Achselzucken hinzu, — „man hat in Berlin viel auf's Spiel gesetzt, — es ist vielleicht natürlich, daß man sich nicht mit dem Einsatz begnügen, sondern den Vortheil im Hinblick auf die Zukunft ausnützen will. — Doch," fuhr er nach einigen Augenblicken fort — „Hannover und Hessen theilen die preußische Monarchie — Sachsen im Gegentheil scheidet Preußen von Oesterreich und verhindert die unmittelbaren Reibungen, — vor Allem aber sind Hannover und Hessen ihre eigenen Wege gegangen, sie haben sich den wahren Interessen Deutschlands gegenüber in kalter Passivität verhalten, — sie haben endlich im gegenwärtigen Kampf kein Bündniß mit Oesterreich geschlossen, — wenn das Verhängniß sie ereilt, so haben sie zum großen Theil es sich selbst zuzuschreiben. — Die Erhaltung Sachsens ist aber eine Ehrenfrage für Oesterreich — und," fügte er mit vollem Blick auf den Kaiser hinzu —

„vielleicht auch für Frankreich, für das kaiserliche Frankreich, — für den Erben der Macht und des Ruhmes Napoleon I.“

Der Kaiser neigte das Haupt und strich langsam seinen Schnurrbart.

„Sire,“ fuhr Herr von Beust fort, indem der Schimmer einer feinen Röthe sein bleiches Gesicht überzog und sein klares, lichtes Auge unablässig auf dem Kaiser ruhte, — „als die Macht Ihres großen Oheims bei Leipzig unter der Hand des Schicksals zusammenbrach, — als so Viele von ihm abfielen, die er erhoben und groß gemacht hatte, da stand der König von Sachsen neben ihm, — ein treuer Freund, der Verbündete des Unglücks. Und schwer hat er diese Treue büßen müssen, mit fast der Hälfte seiner Länder bezahlte er das Festhalten an seinem kaiserlichen Freunde. — Niemals hat der Kaiser das vergessen und noch auf Sankt Helena erinnerte er sich mit Rührung und Schmerz seines edlen Bundesgenossen.“

Der Kaiser neigte das Haupt tiefer und tiefer. Herr von Beust fuhr mit erhöhter Stimme fort:

„Jetzt, Sire, ist der Erbe jenes Fürsten, der Ihrem großen Oheim in seinem Unglück treu zur Seite stand, in Gefahr, den letzten Rest dessen zu verlieren, was ihm von den früheren Besitzungen seines Hauses noch ge-

blieben ist, — der König Johann, der Eurer Majestät stets ein aufrichtiger Freund war, ist in Gefahr, aus dem Erbe seiner Väter vertrieben zu werden, — und — nicht er, Sire, — ich, sein Diener, der die hohen Rücksichten fürstlichen Zartgefühls nicht zu nehmen nöthig hat, wie er, — ich frage Eure Majestät: wird der Erbe der Macht, des Ruhmes und des Namens jenes großen Titanen es schweigend dulden, daß der Nachkomme seines treuesten und letzten Freundes, seines Freundes in Noth und Gefahr, entthront und vertrieben werde?"

Herr von Beust schwieg und blickte in athemloser Spannung auf den Kaiser.

Napoleon erhob das Haupt. Seine Augenlider waren geöffnet. Groß und klar leuchteten seine Pupillen in schimmerndem Glanz, ein eigenthümlicher Ausdruck von Stolz und Hoheit lag auf seiner Stirn, ein weiches, melancholisches Lächeln umspielte seinen Mund.

„Mein Herr," sagte er mit weicher, metallischer Stimme, — „die Freunde meines Oheims sind die meinigen bis in die dritte und vierte Generation und kein Fürst soll es bereuen, dem unglücklichen Kaiser zur Seite gestanden zu haben, so lange ich das Schwert Frankreichs in meiner Hand halte! — Sie haben Sachsen gerettet," fuhr er mit anmuthigem Lächeln fort,

„sagen Sie dem König, Ihrem Herrn, daß er in seine Residenz und sein Königreich zurückkehren wird. Mein kaiserliches Wort darauf!“

Und mit einer Bewegung, in welcher sich die Hoheit und Würde des Souveräns mit der eleganten Höflichkeit des Weltmanns vereinigte, reichte er Herrn von Beust die Hand hinüber.

Dieser ergriff sie ehrerbietig, indem er sich schnell erhob, und rief mit bewegter Stimme:

„Wenn der Geist des großen Kaisers in diesem Augenblick zur Erde herabblicken kann, Sire, so muß er Eurer Majestät freundlich zulächeln. — Sie beweisen, daß Seine Freundschaft noch heute schwer wiegt in der Schale der Geschicke Europas!“

Eine kurze Pause trat ein. Der Kaiser blickte nachdenkend vor sich hin. Herr von Beust hatte sich wieder gesetzt und wartete.

„Sie sind also der Meinung,“ sagte der Kaiser endlich, „daß ein Aufraffen Oesterreichs jetzt unmöglich ist?“

„Ich habe in Wien dringend ermahnt,“ erwiederte Herr von Beust seufzend, „alles Mögliche zu thun und die äußersten Anstrengungen zu machen, — aber ich glaube, es wird erfolglos sein. Die österreichische Staatsmaschine ist rostig geworden und selbst ein großer Geist könnte sie nur schwer in Bewegung setzen. — Dieser

Geist aber ist nicht da, — und," fügte er traurig hinzu, „dürfte auch nicht mehr zu finden sein in der Heimat der Kaunitz und Metternich."

„Dann müßte man ihn importiren," warf der Kaiser leicht hin.

Die Augen des sächsischen Ministers richteten sich voll Erstaunen und Verwunderung fragend auf das wieder ganz ruhige und verschlossene Gesicht des Kaisers.

„Glauben Sie denn," fuhr dieser fort, „daß es unmöglich wäre, Oesterreich zu regeneriren, wenn jener fehlende Geist gefunden würde?"

„Unmöglich?" rief Herr von Beust, — „gewiß nicht, Oesterreich hat eine immense innere Kraft, nur fehlt dieser Kraft der Nerv, der sie bewegt!"

„Sie haben in Ihrem politischen Leben über so Vieles nachgedacht — und mit großem Erfolg," sagte der Kaiser mit liebenswürdigem Ausdruck und leichter Neigung des Hauptes, — „sollten Sie nicht auch darüber nachgedacht haben, wie diese schlummernde Kraft zu bewegen, — zu beleben sein möchte?"

Ein heller, plötzlicher Strahl blitzte im Auge des Herrn von Beust auf.

„Sire," sagte er lebhaft, — „der erste und tiefste Grund der Schwäche Oesterreichs liegt darin, daß seine eigenen Kräfte sich binden, daß die eine Hälfte dieser

Monarchie die andere bewachen und im Schach halten muß. Ungarn mit seiner gewaltigen Militärkraft, mit seinem reichen, unerschöpflichen Produktionsgebiet liegt todt da, und statt es zu beleben, wird vielmehr jede Lebensäußerung dieses Landes von Wien aus niedergehalten. — In dieser Krisis zum Beispiel," fuhr er fort, „konnte Ungarn allein alles Verlorene retten, — aber auch jetzt wird man sich nicht entschließen, das belebende Wort zu sprechen, denn dieß Wort heißt: Freiheit, nationale Selbstständigkeit, — und bei diesem Worte zittern die staubigen Aktenrepositorien der Staatskanzlei, — und die staubigen Menschen noch mehr! — Und im Innern der Monarchie, der österreichischen Länder selbst, da muß wieder die starre Bureaukratie jede Lebensregung des Volkes bewachen, und wo das Volk nicht denkt, nicht fühlt, nicht mitarbeitet am staatlichen Leben, da ist es auch keiner Opfer, keines großartigen Aufschwungs fähig, um den Staat zu erhalten und zu retten. — O," fuhr er immer lebhafter fort, — „wenn Oesterreich in neuem Leben erstehen könnte, wenn seine reichen Kräfte sich entfalten und stählen könnten in natürlicher Bewegung, — dann würde Alles wieder gewonnen werden können für Oesterreich — und für Deutschland; wenn Oesterreich moralisch seinen Platz in Deutschland behauptet, wenn es die Führung übernimmt

auf dem Gebiete des geistigen Fortschrittes und durch diesen Fortschritt seine materielle Kraft neu erstehen läßt, — dann würde — und nicht zu spät — der Tag erscheinen, an welchem die heutige Niederlage glänzend gerächt würde. — Die Formel, um dahin zu gelangen, ist einfach, — sie heißt: Freiheit und Selbstständigkeit für Ungarn, Freiheit und öffentliches Leben für die ganze Monarchie, — Reform der Verwaltung und Reform der Armee! — Aber um diese Formel anzuwenden und durchzuführen — dazu gehörte" — fügte er mit traurigem Lächeln und leichter Verneigung hinzu — „ein Geist und ein Willen, wie Eure Majestät ihn besitzen."

„Sie schmeicheln," sagte der Kaiser lächelnd und leicht den Finger erhebend, — „in diesem Augenblick lerne ich. — Sie werden nach den vollzogenen Ereignissen vielleicht nicht sächsischer Minister bleiben?" sagte er dann.

„Ich werde meinem Könige in dieser Krisis zur Seite stehen," sagte Herr von Beust, „dann aber — ich glaube, daß ein unglücklicher Staatsmann am besten von der Bühne verschwindet."

„Oder," sagte der Kaiser, „auf größeren Gebieten seine Kraft versucht, welcher in den zu kleinen Verhältnissen der Erfolg versagt blieb."

Er erhob sich.

Herr von Beust stand auf und ergriff seinen Hut.

„Ich hoffe," sagte der Kaiser, „daß Ihre Ansichten über die Regeneration Oesterreichs sich einst zum Leben gestalten werden, — jedenfalls bitte ich Sie, sich stets zu erinnern, daß Sie hier einen Freund haben und daß Frankreich mit Oesterreich gemeinsam das Interesse hat, der deutschen Nation die freie Entwicklung zu wirklich nationalem Leben zu garantiren. — Bringen Sie Ihrem König meinen Gruß und bitten Sie ihn, meinem Wort zu vertrauen."

In lebhafter Bewegung ergriff Herr von Beust die dargebotene Hand des Kaisers.

„Dank, Sire, innigen Dank!" rief er, „und wohin die Zukunft mich führen möge, — ich werde dieser Stunde nie vergessen."

Und mit tiefer Verneigung verließ er das Kabinet.

Der Kaiser rief Pietri.

„Ist Klindworth da?" fragte er.

„Zu Befehl, Sire!"

„Ich bitte ihn, zu kommen."

Der Staatsrath erschien.

Lächelnd ging ihm der Kaiser entgegen.

„Sie haben Recht," sagte er, „der Arzt ist gefunden, um die kranke Austria zu heilen."

Der Staatsrath verneigte sich.

„Ich wußte es,“ sagte er, „daß Eure Majestät mir Recht geben werden.“

„Versuchen Sie also, ihm die Behandlung des Kranken anzuvertrauen, — meiner ganzen Unterstützung können Sie sicher sein.“

Er sann nach.

„Und sagen Sie dem Kaiser,“ sagte er dann, „daß ich thun würde, was in meinen Kräften stünde, um so energisch, als es die Verhältnisse irgend gestatteten, zu seinem Beistande einzuschreiten, — — die wesentlichste Hülfe müßte aber Oesterreich aus sich selbst und der Regeneration seiner Kraft gewinnen.“

„Ich verstehe vollkommen, Sire,“ sagte Klindworth.

„Halten Sie mich au fait — über — Herrn von Beust!“

Klindworth verneigte sich.

„So darf ich zurückkehren?“ fragte er.

„Sie müssen sich an's Werk machen,“ sagte der Kaiser, „denn Ihre Aufgabe ist nicht leicht. — Auf Wiedersehen!“ Und er grüßte freundlich mit der Hand.

Der Staatsrath verschwand unter der Portière.

„So mischen sich die Karten mehr und mehr,“ sagte der Kaiser, indem er sich bequem in seinen Lehnstuhl sinken ließ, — „und es kommt nur darauf an, sie mit

fester Hand zu halten und mit klarem Blick das Spiel zu lenken. — Es wird gehen," — fuhr er fort, den Kopf in die Hand stützend, — „und es öffnet sich da zugleich eine weite Perspektive für die Zukunft. — Wenn Oesterreich wirklich sich zu neuem Leben erheben kann, — Italien eingefaßt von beiden Seiten, — die Allianz ist gegeben, — Ungarn, Polen halten Rußland im Schach —"

Sein Auge leuchtete.

„Nun," sagte er leise lächelnd — „warten wir ab, im Warten liegt ja meine Stärke. Doch immerhin kann eine kleine vorbereitende Hülfe nützlich sein — vor Allem darf ich Sachsen nicht vergessen."

Er stand auf und rief Pietri.

„Fahren Sie zu Drouyn de Lhuys," sagte er, „und bitten Sie ihn, der Instruktion für Benedetti die sehr bestimmte Weisung hinzuzufügen, der Annexion Sachsens auf das Ernstlichste zu widersprechen — auf das Ernstlichste," — wiederholte er mit Nachdruck.

„Zu Befehl, Sire!"

„Und," fragte der Kaiser — „wissen Sie, wo der General Türr in diesem Augenblick ist?"

„Bei der Armee in Italien," antwortete Pietri — „doch kann ich es sogleich genau erfahren."

„Schreiben Sie ihm," sagte der Kaiser, — „nein," unterbrach er sich, „senden Sie ihm eine vertraute Per-

son — ich lasse ihn bitten, so bald als möglich hieher zu kommen."

Pietri verneigte sich.

„Durch ihn," sagte der Kaiser halb zu sich selber sprechend, „halte ich die Hand ein wenig in Turin — und in Pest, — das könnte von Wichtigkeit werden."

„Sonst haben Eure Majestät keine Befehle?" fragte Pietri.

„Nein, ich danke Ihnen," sagte der Kaiser und der geheime Sekretär entfernte sich.

Napoleon lehnte sich behaglich in seinen Lehnstuhl zurück, drehte sorgfältig eine neue Cigarrette und rauchte in großen Zügen, in tiefes Nachsinnen verloren.

Neunzehntes Kapitel.

In dem alten Schlosse der Fürsten von Dietrichstein zu Nikolsburg war das Hauptquartier des Königs von Preußen aufgeschlagen. Ein glänzendes und buntes Bild entfaltete sich in dem kleinen Städtchen Nikolsburg, das in seiner stillen und einfachen Einsamkeit wohl kaum jemals früher dazu bestimmt geschienen hatte, der Mittelpunkt so großer, welthistorischer Ereignisse zu werden. Vor dem Schlosse hielt die unter dem Gewehr stehende Stabswache des Königs, in mannigfaltigen Gruppen bewegten sich die in dem Städtchen einquartierten Truppen durch die Straßen, marschirende Kolonnen schoben sich dazwischen hindurch, Artillerie rasselte über das holperige Pflaster, von draußen her ertönte das vielstimmige Geräusch der Bivouaks und es war rings ein Leben und Bewegen, als wollte das Heer noch ein Heer gebären. Die Einwohner standen scheu an den Thüren der Häuser und an den allgemach wieder geöffneten Fenstern, die Furcht vor all' den Feinden

lastete auf ihnen, aber sie begann sich schon mit Vertrauen zu mischen, — waren diese feindlichen Schaaren doch nicht so fürchterlich, als man sie sich vorgestellt, sah man doch hie und da preußische Soldaten in wetterverblaßten Uniformen mit mächtigen, wilden Bärten freundlich den Gruppen der Landbewohner, welche die zerstörende Kriegsnoth aus den verbrannten und verwüsteten Dörfern der Umgegend hieher getrieben hatte, sich nähern und den schüchtern zurückweichenden Kindern Brod oder andere Nahrungsmittel darbieten, oder einem schwachen Alten — einer kranken und matten Frau gutmüthig die Feldflasche zu einem stärkenden Schluck reichen.

Es entfaltete sich hier das Bild des Krieges in all' seinem Glanz, in all' seiner berauschenden Größe, welche mit der Erinnerung von Tagen lange, stille Jahre des Friedens ausfüllt, — in all' seinem Elend, welches in dem schrecklichen Schlage eines Augenblicks das Glück von Jahren zerstört, in all' seiner mächtigen Erschütterung der Menschennatur, welche unter dem Eindruck des großen, unaufhaltsam daherrollenden Völkergerichts ihre wilden Instinkte entfesselt, aber auch daneben die edelsten und reinsten Blüten der Hingebung und Aufopferung erschließt.

Hatte schon die vielfach hervortretende gutmüthige

Freundlichkeit der feindlichen Soldaten das Vertrauen der Einwohner wieder hervortreten lassen, so wuchs dasselbe mehr und mehr unter dem Eindruck der von Mund zu Mund getragenen Nachrichten über die Friedensverhandlungen. Sah man doch zwischen den Generalen und Adjutanten, welche in wechselnder Eile und Geschäftigkeit im Schlosse aus und ein gingen, auch Diplomaten in einfachen Civilanzügen erscheinen, wußte man doch, daß der französische Botschafter angekommen und nach kurzem Aufenthalt nach Wien gereist war, eine vorläufige kurze Waffenruhe war für fünf Tage geschlossen und der Frieden schwebte in der Luft, von Niemand heißer ersehnt und inbrünstiger erfleht, als von den unglücklichen Bewohnern der Länder, welche das Theater des blutigen Kriegsdramas bildeten.

Inmitten all' dieses Lärms, all' dieser brausenden Stimmen, all' dieser Signale von Trommeln und Trompeten saß der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck in dem geräumigen Zimmer seines Quartiers.

In der Mitte dieses Zimmers stand ein großer Tisch mit dunkelgrüner Decke belegt und bedeckt mit Haufen von Briefen und Papieren. Am Boden lagen geöffnete und zerrissene Briefcouverts in bunter Unordnung durcheinander. Eine große Landkarte war mitten auf dem Tisch ausgebreitet und vor ihr saß der Minister-

präsident auf einem einfachen Stuhl von Rohrgeflecht. Auf einem kleinen Tisch zur Seite stand eine Flasche mit hellgelbem böhmischen Bier und ein großes Glas. Durch einen geöffneten Fensterflügel drang die laue Luft herein.

Der Minister trug die Majorsuniform seines Kürassierregiments, bequem aufgeknöpft, hohe Reiterstiefel, den Pallasch an der Seite.

Ihm gegenüber saß der Legationsrath von Keudell in der Uniform der Landwehrreiter, beschäftigt mit der Durchsicht eingegangener Briefe.

„Benedetti bleibt lange aus," sagte der Minister, von der Karte aufblickend, in deren Anschauen vertieft er lange dagesessen hatte — „es scheint, daß man in Wien noch große Hoffnungen hegt — oder vielleicht ein Doppelspiel spielen will. — Nun, lange soll man uns damit nicht hinhalten!" rief er lebhaft, indem er das Glas vollschenkte und es mit einem kräftigen Zug leerte, — „denn das lange Stillliegen hier kann nur unsere Position verschlimmern. Wenn auch langsam," fuhr er fort, „wie Alles in Oesterreich, so kommt die Südarmee doch mehr und mehr herauf und die Cholera fängt an uns lästig zu werden. — Ich bedaure," sagte er nach einem kurzen Stillschweigen, „daß der König in seiner gewohnten Milde den Einzug in Wien auf-

gegeben hat, — nichts hätte uns aufgehalten und dieser österreichische Dünkel müßte in seiner eigenen Residenz gebrochen werden, — nun, wenn man sich nicht schnell zum Frieden bequemt, so wird hoffentlich die Langmuth des allergnädigsten Herrn erschöpft sein! — Ist ein Bericht aus Petersburg da?" fragte er sich unterbrechend Herrn von Keudell.

„Soeben habe ich einen Bericht des Grafen Redern geöffnet, Excellenz," sagte Herr von Keudell.

„Geben Sie," rief Graf Bismarck lebhaft und ergriff in rascher Bewegung über den Tisch hinüber das Schreiben, welches der Legationsrath ihm reichte.

Aufmerksam las er es durch und merkwürdig kontrastirte die unmittelbare tiefe Stille des Zimmers, in welchem man die Athemzüge der beiden Personen hören konnte, mit dem von draußen hereintönenden verworrenen Lärm.

Der Graf warf das Schreiben auf den Tisch.

„Es ist richtig," rief er, „es zieht da eine Wolke herauf, welche eine peinliche Verlegenheit in sich bergen kann. — Wird man dort etwas thun," sagte er halb zu sich selber sprechend, — „wird die Verstimmung zur That werden? — — ich glaube es nicht — immer aber ist das sehr unangenehm, — findet Oesterreich irgend eine Stütze, so wird man von Neuem alle Hebel an=

setzen. — Zwar für Oesterreich," fuhr er fort, „wird man in Petersburg nichts thun, — aber die nothwendigen Veränderungen in Deutschland, und diese französische Vermittlung mit ihren Hintergedanken, — die Situation ist ohnehin schwierig genug und es wird vielleicht ebensoviel Mühe kosten, dieses Spinnennetz von diplomatischen Fäden zu zerreißen, mit welchen man uns umspinnen möchte, — als die österreichischen Linien zu sprengen. — Jedenfalls muß diese russische Wolke zerstreut werden," rief er — „für jetzt und für die Zukunft! Denn der Zukunft wird noch Manches zu thun übrig bleiben," sagte er sinnend.

Er stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, tief nachdenkend und hin und wieder die Lippen bewegend. Widerstreitende, mächtig arbeitende Gedanken drückten sich in den bewegten Zügen seines Gesichts aus.

Endlich schien die Gewalt seines Willens klare Ordnung und Ruhe in die sich kreuzenden Ideen gebracht zu haben, — er athmete befriedigt auf, trat zum Fenster und sog die frische Luft mit tiefen Zügen ein, bei denen seine breite mächtige Brust sich weit ausdehnte.

Ein Sekretär des auswärtigen Ministeriums trat ein. Der Graf wandte sich nach ihm um.

„Der bayerische Minister von der Pfordten ist angekommen und bittet Eure Excellenz um eine Unterredung. Hier ist sein Brief!"

Graf Bismarck ergriff schnell das kleine, versiegelte Billet, erbrach es und überflog den kurzen Inhalt.

„Sie kommen alle," sagte er mit stolzem Ausdruck — „alle diese großen Jäger, welche das Fell des Bären schon vertheilt hatten, und jetzt seine Tatzen fühlen. — Aber so schnell sollen sie nicht gutes Wetter finden. — Außerdem sehe ich noch nicht klar genug. — Sagen Sie dem Minister von der Pfordten," rief er dem wartenden Sekretär zu, „daß Sie mir seinen Brief gegeben hätten und daß ich ihm meine Antwort senden würde."

Der Sekretär entfernte sich.

Nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück und sagte:

„Der französische Botschafter!"

„Ah!" rief Graf Bismarck.

Herr von Keudell stand auf.

„Haben Sie die Güte, lieber Keudell," sagte der Minister nach einem augenblicklichen Nachdenken, „zu Herrn von der Pfordten zu gehen und ihm zu sagen, daß ich ihn als bayerischen Minister nicht empfangen könne, da wir noch im vollen Kriege mit Bayern begriffen seien, — ich sei indeß gern zu einer persönlichen

Unterredung ohne alle Konsequenzen bereit und würde ihn bald die Stunde dafür wissen lassen."

Herr von Keudell verneigte sich und ging hinaus.

Einen Augenblick später öffnete der Sekretär auf einen Wink des Ministers dem französischen Botschafter die Thüre.

Der Ausdruck auf dem Gesicht des Grafen Bismarck hatte sich völlig verändert, kalte Ruhe und höfliche Freundlichkeit lag auf seinen Zügen, — artig ging er dem Vertreter des Kaisers Napoleon entgegen und reichte ihm die Hand.

Herr Benedetti bildete in seiner Erscheinung einen merkwürdigen Gegensatz zu der kräftigen Gestalt und der festen, soldatischen Haltung des preußischen Ministers. Er stand in den fünfziger Jahren, sein dünnes Haar ließ die Stirn weit hinauf völlig frei und bedeckte nur spärlich den obern Theil des Kopfes, sein bartloses, glattes Gesicht gehörte zu den Physiognomieen, deren Alter sich schwer erkennen und bestimmen läßt, die in der Jugend älter, im Alter jünger erscheinen als sie sind. Es wäre schwer zu sagen gewesen, welcher Charakterzug, welche Eigenthümlichkeit sich in seinen Zügen ausdrücken möchte, — es lag eben nichts darin, als der glatte Ausdruck einer rezeptiven, intelligenten Empfänglichkeit für alle Eindrücke, — was hinter dieser

gleichmäßig ruhigen und freundlichen Außenseite sich verbergen mochte, hätte man schwer zu erkennen vermocht. Sein Auge war offen und frei, scheinbar sorglos und gleichgültig und nur der außerordentlich schnelle und scharfe Blick, mit welchem er zuweilen alle Gegenstände seiner Umgebung in einem einzigen Griff zusammenzufassen schien, konnte vermuthen lassen, daß ein lebendiges Interesse ihn bewegte. Sein Gesicht sagte nichts, drückte nichts aus — und doch fühlte man unwillkürlich, daß hinter diesem Nichts etwas liegen müsse, das sich sorgfältig zu verbergen Veranlassung und Fähigkeit hätte.

Die Haltung seiner schlanken, mittelgroßen Gestalt war elegant, seine Bewegungen lebhaft wie die des Italieners, geschmeidig, elastisch wie die des Levantiners, seine leichte Sommertoilette von der äußersten Einfachheit, aber trotz der Reise, von der er unmittelbar zurückkehrte, von makelloser Frische.

„Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet," sagte Graf Bismarck, indem der scharfe, durchdringende Blick seines stahlgrauen Auges sich fest auf das ruhige Gesicht des Botschafters richtete, — „was haben Sie in Wien gefunden — bringen Sie den Frieden?"

„Ich bringe wenigstens den Anfang dazu — ich bringe die Annahme des vom Kaiser vorgeschlagenen Programms für die Friedensverhandlungen —"

„Ah, so hat man sich in Wien entschlossen?“ rief Graf Bismarck.

„Ich habe einen schweren Stand gehabt,“ sagte Herr Benedetti, „und es war wahrlich nicht leicht, die Zustimmung Oesterreichs zu erlangen.“

Graf Bismarck zuckte die Achseln.

„Was kann man denn dort noch hoffen,“ rief er, — „will man uns in Wien erwarten?“

„Man hofft auf den Eintritt der Südarmee in die Aktion, — auf eine große militärische Erhebung Ungarns,“ sagte der Botschafter. —

„Vielleicht auch auf einen neuen Johann Sobiesky?“ fragte Graf Bismarck mit leichtem Lächeln.

„Und ich muß in der That gestehen,“ fuhr Benedetti ruhig fort, „daß ich nicht im Stande war, jenen Hoffnungen jede Berechtigung abzusprechen.“

Graf Bismarck sah ihn erstaunt und fragend an.

„Die Südarmee,“ sagte Benedetti, „steht fast zu zwei Drittheilen in der Umgebung von Wien, — der Prater ist ein Bivouak und das verschanzte Lager bei Floridsdorf bildet eine feste Widerstandsposition, die Truppen der Südarmee sind voll Siegeszuversicht und vom besten Geiste beseelt — der Erzherzog Albrecht ein entschlossener General und der Chef seines Generalstabes, Feldmarschallieutenant

von John, ein Offizier von feiner und scharfer Intelligenz."

Graf Bismarck hörte ruhig zu. Ein feines kaum merkbares Lächeln spielte um seine Lippen.

„Und Ungarn?" fragte er leichthin.

„Man hat mit dem Grafen Andrassy und der Deakpartei unterhandelt, und wenn man die autonome Landesverfassung gewährt und die Bewaffnung der Honveds zugesteht, — so ist eine mächtige Erhebung der Ungarn zu erwarten."

„Wenn man das zugesteht," sagte Graf Bismarck, „die Ungarn sind oft getäuscht — übrigens," fuhr er fort, „stehen unsere Truppen nach dem Gefecht von Blumenau vor Preßburg, das sie nur in Folge der dazwischengetretenen Waffenruhe nicht besetzt haben, — der Schlüssel Ungarns gehört uns."

„Man hat in Wien die Ueberzeugung," fuhr Benedetti fort, „daß auch die preußische Armee durch den gewaltigen Zusammenstoß schwer erschüttert ist und von Krankheiten leidet —"

„Sie leidet am meisten vom Stillliegen," rief Graf Bismarck lebhaft.

„Aus allen diesen Gründen," sagte der Botschafter ruhig, „war es nicht leicht, die Zustimmung zu dem Friedensprogramm meines Souveräns zu erlangen. Der

Kaiser Franz Joseph war sehr schwer zu bestimmen, die Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland zu acceptiren. Er hat indeß den dringenden Vorstellungen nachgegeben, welche ich im Namen des Kaisers und welche der Kaiser selbst ihm gemacht hat, und um Oesterreich nicht länger den Wechselfällen und Bedrückungen des Krieges auszusetzen, um nicht länger den europäischen Frieden zu gefährden, hat der Kaiser in die Annahme des Programms gewilligt."

Graf Bismarck biß sich in den Schnurrbart.

„Und dieß Programm heißt nun definitiv? — mit der Zustimmung Oesterreichs?" fragte er. — Er lud den Botschafter mit einer Handbewegung ein, sich zu setzen, und nahm dann ebenfalls ihm gegenüber Platz.

„Es ist nichts daran geändert worden," erwiederte Herr Benedetti: „Erhaltung der Integrität Oesterreichs — aber Ausscheiden desselben aus dem neu zu gestaltenden Deutschland; Bildung einer norddeutschen Union unter Preußens militärischer Führung; Berechtigung der süddeutschen Staaten zu einer völkerrechtlich unabhängigen Union, — aber Erhaltung des durch freies, gemeinsames Einverständniß der deutschen Staaten zu regelnden nationalen Bandes zwischen Nord- und Süddeutschland."

Graf Bismarck hatte jeden Satz dieses Programms,

welches der Botschafter langsam und deutlich aussprach, mit kurzem Kopfnicken begleitet, indem er leicht die Fingerspitzen beider Hände aneinander schlug.

„Das ist die Regelung der Stellung Oesterreichs und der unsrigen zu Deutschland,“ sagte er, — „wie wir sie bereits genehmigt haben. — Als Grundlage der Verhandlungen — nachdem Oesterreich zugestimmt, ist sie genügend — als Basis für den definitiven Frieden indeß wird eine weitere Verständigung nöthig sein. Der Frieden mit Oesterreich berührt nicht und darf nicht berühren unsere Dispositionen in Betreff der übrigen Staaten Deutschlands, mit denen wir im Kriege sind.“

„Oesterreich überläßt jedem dieser Staaten, seinen Frieden zu schließen,“ sagte Benedetti.

„Frieden zu schließen!“ rief Graf Bismarck — „es wäre in der That sehr leicht für diese Regierungen, jetzt Frieden zu schließen, um bei der ersten Gelegenheit das alte Spiel von Neuem zu beginnen!“

Nach einer kurzen Pause fuhr er in ruhigem Tone fort:

„Schon vor einigen Tagen hat der König dem Kaiser, Ihrem Herrn, telegraphisch mitgetheilt, daß ein bestimmter Machtzuwachs Preußens durch territoriale Vergrößerung nothwendig geworden sei. Sie haben

unter uns gelebt," fuhr er fort, — „und wissen genau, was Preußen in diesem Kriege eingesetzt hat, Sie kennen die Opfer, welche wir gebracht haben, und die Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen. Das preußische Volk erwartet, — verlangt die Früchte dieser Opfer, nachdem der Sieg sich für uns entschieden hat, — es verlangt, und mit vollem Recht, daß das Blut preußischer Soldaten, der Söhne des Volkes nicht umsonst vergossen sei, und daß der Zustand definitiv beseitigt werde, welcher die gegenwärtigen Kämpfe als naturgemäße Folge herbeiführen mußte und herbeigeführt hat. — Die schweren Hemmnisse, welche Preußen seine geographische Lage, seine Einengung in unvernünftige, weder natürlich noch politisch richtig gezogene Grenzen bereitete, muß beseitigt, — für immer beseitigt werden; — soll Preußen die Stellung, welche die Friedensbasis ihm in Deutschland anweist, richtig erfassen und kräftig ausfüllen, so muß es vor Allem in sich selbst stark und richtig abgerundet sein. Die Einverleibung von Hannover, Hessen und Sachsen ist nothwendig, um die beiden Hälften der Monarchie fest und unauflöslich zu verbinden und um uns gegen Oesterreich militärisch zu sichern."

Kein Zug auf dem platten Gesicht des Botschafters veränderte sich.

„Ich finde es sehr natürlich, daß das preußische Volk die möglichst reichlichen Früchte des Krieges, in welchem es — seine ganze Kraft,“ sagte er mit leichter Betonung — „auf das Schlachtfeld sendete, zu pflücken wünscht. Anders sind indeß die Wünsche der Völker und die Rücksichten, welche die Fürsten und Regierungen zu nehmen haben. Sie sind,“ fuhr er mit etwas leiserer Stimme fort, — „ebensosehr wie ich überzeugt, daß jede Zeit ihre besonderen politischen Grundsätze und Rücksichten hat. Heute sind diese andere, als z. B. zur Zeit Friedrich's des Großen; damals war es gut, zu behalten, was man genommen hatte. Die Solidarität der Interessen und der Verträge war damals nicht so maßgebend wie heute.“

Eine leichte Falte zeigte sich zwischen den Augenbrauen des Grafen Bismarck.

„Nun,“ sagte er mit ruhiger Stimme und leichtem Lächeln, — „ich glaube, Friedrich dem Großen wurde es nicht so ganz leicht, zu behalten, was er genommen hatte, — diese politische Praxis wurde im Anfange dieses Jahrhunderts von Napoleon I. in größerem Maßstabe ausgeübt.“

„Dieß war der Fehler des Gründers unserer kaiserlichen Dynastie,“ sagte Benedetti, „welcher zuletzt das ganze Europa in Waffen gegen ihn aufstehen ließ —

ich darf dieß wohl aussprechen im Hinblick auf die weise Mäßigung, welche der Kaiser, mein Souverän, stets an der Spitze siegreicher Armeen bewiesen hat, und auf die Sorgfalt, mit welcher er es vermieden hat, in jenen Fehler seines großen Oheims zu verfallen."

Graf Bismarck blickte einen Augenblick nachdenkend vor sich hin.

„Sie wissen," sagte er dann mit einer gewissen freien Offenheit, „wie sehr hohen Werth ich stets auf ein gutes Verhältniß mit Frankreich gelegt habe, — der Kaiser weiß es auch, — und besonders in diesem Augenblick möchte ich um keinen Preis auch nur den Schein erregen, als wollte ich die Wünsche und Interessen Frankreichs vernachlässigen, seinen guten Rath überhören. — Das gute Einvernehmen Preußens, — Deutschlands, — mit Frankreich, die Ausgleichung der beiderseitigen politischen Bedürfnisse und Nothwendigkeiten, die friedliche und freundliche internationale Verkehrsverbindung zwischen beiden Ländern ist nach meiner Ansicht die erste Bedingung für das Gleichgewicht und die Ruhe Europas. — Lassen Sie uns also mit Offenheit und Ruhe die Lage diskutiren. — Ich kann Ihnen," sagte er, seinen vollen durchdringenden Blick auf den Botschafter heftend, „nur wiederholen, daß die Machtvergrößerung Preußens durch die erwähnten Gebiete der

feindlichen Staaten mir als eine unbedingte Nothwendigkeit erscheint. — Glauben Sie," fuhr er fort, „daß der Kaiser es für das Interesse Frankreichs für geboten erachten könnte, dieser Machtvergrößerung ernstlich zu widersprechen?"

Herr Benedetti zögerte dieser direkten Frage gegenüber einen Augenblick mit der Antwort.

„Der Kaiser hat bereits früher anerkannt," sagte er dann, „daß die Herstellung einer Verbindung zwischen den beiden Hälften der preußischen Monarchie eine Nothwendigkeit für Sie sei, er wird diese Nothwendigkeit nach meiner Ueberzeugung jetzt weniger als jemals verkennen. Ob dazu die vollständige Annexion deutscher Staaten, — welche doch auch unter der Garantie des europäischen Völkerrechts stehen, nöthig sei, — darüber müssen die Ansichten verschieden sein, — indeß glaube ich nicht, daß der Kaiser irgend die Absicht haben könne, sich der Ausführung Ihrer Ansicht, — auch wenn er sie nicht theilt, zu widersetzen."

Graf Bismarck neigte zustimmend den Kopf.

„Was Sachsen betrifft," fuhr Benedetti fort —

Der preußische Minister blickte ihn gespannt und erwartungsvoll an.

„Was Sachsen betrifft," — sagte der Botschafter, „so habe ich in Oesterreich den Entschluß gefunden,

seine territoriale Integrität unbedingt zu erhalten, — man sieht dieß dort als eine Ehrenpflicht an gegen seinen Verbündeten, der mit Oesterreich auf denselben Schlachtfeldern gekämpft hat."

Graf Bismarck biß sich auf die Lippen.

„Ich glaube," fuhr Benedetti fort, „daß der Kaiser Franz Joseph eher die äußersten Chancen einer Fortsetzung des Kampfes wagen würde, als von dieser Bedingung zurückstehen."

Graf Bismarck schwieg einen Augenblick.

„Und wie steht Frankreich, — wie steht der Kaiser Napoleon zu dieser Bedingung — — Oesterreichs?" sagte er mit festem Blick und leichtem Lächeln.

„Ich glaube annehmen zu dürfen," sagte Benedetti, „daß der Kaiser sich diese österreichischen Wünsche in Betreff Sachsens wesentlich aneignet."

„Im vollsten Ernste?" fragte Graf Bismarck.

„Im vollsten Ernste," antwortete der Botschafter ruhig.

„Gut denn!" rief Graf Bismarck — „die Einverleibung Sachsens ist für uns keine unbedingte Nothwendigkeit, wie diejenige der unseren Staat durchschneidenden Gebiete — ich werde dem Könige des Kaisers Napoleon — und Oesterreichs — Wünsche in Betreff Sachsens mittheilen und sie befürworten. Selbstver-

ständlich wird Sachsen der norddeutschen Union zugezählt werden."

„Das ist eine innere Angelegenheit der neuen Organisation Deutschlands," sagte Benedetti mit leichter Verbeugung, „in welche sich einzumischen der Kaiser nicht entfernt die Absicht haben kann."

„So ist also das Programm, wie Sie es hier nochmals ausgesprochen haben, als definitive Friedensbasis anzusehen, — mit dem Zusatz, daß von Oesterreich alle Veränderungen, welche in Norddeutschland in territorialer Beziehung vorgenommen werden, gutgeheißen und acceptirt sind, — das heißt die Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt —"

Das gleichmäßig ruhige Gesicht des Botschafters zeigte eine leichte Ueberraschung.

„Ich erinnere mich nicht," sagte er, „daß wir von Nassau und Frankfurt gesprochen haben —"

„Es gehört zur vollständigen Arrondirung — namentlich wenn wir Sachsen aufgeben" — sagte Graf Bismarck.

Benedetti schwieg.

„So würden also auf dieser Basis die Friedensverhandlungen beginnen können?" fragte der preußische Minister mit einem forschenden Blick auf den Botschafter.

„Ich sehe keine Schwierigkeiten weiter," sagte dieser — „und" — fügte er dann ohne besondere Betonung hinzu, „daß auch die Ausgleichung zwischen den gegenseitigen Interessen des neuen Deutschlands und Frankreichs sich leicht wird machen lassen bei dem Geist der Mäßigung und des Entgegenkommens, den der Kaiser bewiesen hat und von dem auch Sie und Ihre Regierung sich stets beseelt gezeigt haben."

Der Blick des Grafen Bismarck senkte sich tief und durchdringend in das ganz ausdruckslose Auge des französischen Diplomaten, — er schien jedes von demselben gesprochene Wort sorgfältig abzuwägen.

„Und wie glauben Sie, daß diese gegenseitigen Interessen durch die neuen Verhältnisse berührt werden, — wie glauben Sie, daß sie ausgeglichen werden könnten?"

Benedetti lehnte sich ein wenig in seinen Sessel zurück und sprach dann:

„Ich glaube, Sie werden die Bereitwilligkeit anerkennen, mit welcher der Kaiser Napoleon die Einverleibung deutscher Staaten in Preußen acceptirt, — obwohl — wie ich wiederhole, dieselbe mit seiner Ansicht nicht übereinstimmend ist, und vielleicht bei andern europäischen Kabinetten ernstes Mißvergnügen erregen könnte."

„— Welche Macht sollte dagegen etwas zu erinnern finden,“ rief Graf Bismarck, „wenn Frankreich mit uns einverstanden ist —?“

„Vielleicht England wegen Hannover,“ sagte Benedetti.

Graf Bismarck zuckte die Achseln.

„Vielleicht Rußland“ — fuhr der Botschafter fort. — „Sollte der Kaiser Alexander mit seinen Anschauungen über Legitimität und monarchisches Fürstenrecht die Beseitigung der Dynastieen billigen —?“

Graf Bismarck schwieg.

„Doch dieß nur beiläufig,“ sagte Benedetti, — „jedenfalls scheint es mir, daß Sie ein großes Interesse haben, mit Frankreich im vollsten Einverständniß zu handeln, und ich glaube, daß dem Entgegenkommen des Kaisers Napoleon gegenüber Sie nicht minder bereitwillig sein werden, anzuerkennen, daß gewisse territoriale Modifikationen der gegenseitigen Begrenzung nothwendig sein dürften, um das Gleichgewicht und damit die guten Beziehungen dauernd zu erhalten.“

Die leichte Wolke, welche bei den ersten Worten des Botschafters, von diesem nicht unbemerkt, auf der Stirn des Grafen Bismarck erschienen war, verschwand schnell, sein Gesicht nahm eine gleichmüthige Ruhe an, und mit freundlicher, entgegenkommender Höflichkeit fragte er:

„Und können Sie mir die Ansichten des Kaisers über diese territorialen Modifikationen mittheilen?“

„Meine Ansicht,“ antwortete Benedetti mit leichter Betonung, — „ist die, daß den schwer wiegenden Veränderungen in Deutschland gegenüber Frankreich gewisse, lediglich nach militärischen Nothwendigkeiten bemessene Kompensationen beanspruchen dürfe. — Sie werden nicht verkennen,“ fuhr er fort, „daß die Grenzen, welche man im Jahre 1815 Frankreich gegeben, weder den natürlichen, noch den militärischen Verhältnissen entsprechen — und daß die Wiederherstellung derjenigen Grenze, welche im Jahre 1814 das siegreiche Europa dem überwundenen Frankreich darbot, gewiß jetzt eine billige und gerechte Forderung ist, wo das mächtige Frankreich sich mit dem siegreichen Preußen über die große Verstärkung der preußischen Macht bereitwillig und freundschaftlich verständigt.“

Graf Bismarck schwieg, ohne daß einen Augenblick der lächelnde, höfliche und zuvorkommende Ausdruck von seinem Gesicht verschwand.

„Auch werden Sie,“ fuhr Benedetti fort, „es gewiß natürlich finden, wenn der Kaiser wünscht, in die so verbesserten — wiederhergestellten Grenzen Frankreichs Luxemburg aufzunehmen, das nach natürlicher Lage und Sprache zu uns gehört und das uns militärisch bei der

so bedeutend verstärkten Macht Deutschlands den drohenden Rheinfestungen gegenüber nothwendig ist. — Sie verzeihen," fuhr er lächelnd fort — „man muß auch daran denken, daß Zeiten kommen könnten, in denen nicht so friedensliebende, die gegenseitige Freundschaft zu so hohem Werthe anschlagende Regierungen in Paris und Berlin sein dürften. — Das Arrangement in dieser Beziehung dürfte nicht schwer sein, — natürlich würde dem König von Holland, der ja ohnehin auf diesen lose verbundenen Besitz keinen großen Werth legen kann, volle Entschädigung zu gewähren sein."

Graf Bismarck schwieg fortwährend, lächelnd und freundlich.

„Endlich," sagte Benedetti — Graf Bismarck erhob aufhorchend das Haupt.

„Endlich dürfte als Schlüssel der defensiven Position Frankreichs — ich spreche immer von Zeiten einer möglichen Verstimmung, die gewiß sehr fern liegen — für Frankreich der Besitz von Mainz —"

Ein Blitz sprühte aus den Augen des Grafen.

Rasch erhob er sich und stand mächtig aufathmend in der vollen Höhe seiner reckenhaften Gestalt da. Langsam folgte der Botschafter seinem Beispiel.

„Lieber würde ich von der politischen Bühne ab-

treten," rief der preußische Minister — „als daß ich jemals die Abtretung von Mainz unterzeichnete!"

Und er that rasch einige Schritte durch das Zimmer.

Der Botschafter stand unbeweglich da. Seine klaren, ruhigen Augen folgten beobachtend den lebhaften Bewegungen des Grafen.

„Wenn meine Ansichten," sagte er mit dem Tone der einfach fortgeführten Konversation, — „mit den Ihrigen nicht übereinstimmen — so —"

Graf Bismarck hatte das Gesicht einen Augenblick nach dem Fenster gewendet und wie in heftiger Willensanstrengung die Lippen fest aufeinandergepreßt.

„— So werden wir uns bei ausführlicherer Diskussion gewiß verständigen," sagte er im ruhigsten und verbindlichsten Ton, indem er sich zu dem Botschafter zurückwendete und den von diesem begonnenen Satz ergänzte.

Sein Gesicht war wieder gleichmäßig freundlich und höflich wie zuvor.

„Diese Diskussion aber," fuhr er fort, „sollten wir jetzt nicht antizipiren. — Haben Sie," fragte er, „den Auftrag, jene Wünsche, welche Sie aussprachen, im Namen des Kaisers zu formuliren und eine Antwort darauf zu verlangen, oder dieselben in irgend eine Ver-

bindung zu den Friedensverhandlungen mit Oesterreich zu bringen?"

„Ich hatte die Ehre," sagte Herr Benedetti — „schon beim Beginne unserer Unterhaltung über diesen Punkt zu bemerken, daß ich meine Ansichten ausspräche, ich habe keinen Auftrag, irgend etwas zu fordern, noch eine bestimmte Antwort zu erbitten, noch weniger diese Konversation mit den österreichischen Friedensverhandlungen in Beziehung zu setzen."

„So sind Sie mit mir einverstanden," erwiederte Graf Bismarck, „daß wir diese Unterredung fortsetzen, wenn das zunächst Liegende geschehen und der Friede mit Oesterreich unterzeichnet ist, — Sie begreifen, daß dazu tiefe und ruhige Ueberlegung gehört, um ganz objektiv die beiderseitigen Interessen abzuwägen, — und dann," fuhr er lächelnd fort, „ist es auch nicht leicht, über Kompensationen zu diskutiren, bevor die Objekte, deren Aequivalent die Kompensationen bilden sollen, in unseren Händen sind. — Ich zweifle übrigens nicht," fuhr er fort, „daß wir uns verständigen werden, wenn wir dann ernstlich an die Sache gehen und Sie bestimmte Aufträge haben. — Sie wissen, wie sehr ich wünsche, die Beziehungen zu Frankreich nicht nur in der bisherigen Freundlichkeit zu erhalten, sondern so dauernd und sicher zu konsolidiren, daß die Verbindung zwischen

Frankreich und Deutschland zur Basis des europäischen Friedens werde. — So ist denn Alles, was für den Augenblick abzumachen ist, erledigt?" fragte er nach einer kurzen Pause.

„Vollkommen," erwiederte Herr Benedetti.

„Die österreichischen Bevollmächtigten —?"

„Werden morgen oder übermorgen ankommen, — ich aber will mich nach der anstrengenden Reise etwas ausruhen." Und er ergriff seinen Hut.

Graf Bismarck reichte ihm die Hand und geleitete ihn nach dem Ausgang des Zimmers.

Kaum hatte die Thüre sich hinter dem Botschafter geschlossen, als der Ausdruck in dem Gesicht des Grafen Bismarck sich vollständig veränderte. Das freundliche und verbindliche Lächeln verschwand von seinen Lippen, flammender Zorn blitzte aus seinen Augen.

„Einen guten Handel wollen sie machen," rief er, „diese geschickten Spieler — aber sie sollen sich täuschen, — sie verrechnen sich in mir. Deutschland bezahlt die Schritte zu seiner Einigung nicht mit seinem eigenen Fleisch und Blut — wie Italien — wenigstens nicht so lange ich Einfluß auf die Geschicke der Nation habe. — Mögen sie herankommen an den Rhein — wenn es nicht anders möglich ist, — rückwärts werde ich nicht weichen; — die einzige Konzession, die ich machen kann,

ist — langsam vorwärts zu gehen; — mir wäre es nicht unlieb, wenn sie den Kampf aufnähmen," rief er mit funkelnden Augen, „ich bin noch einmal bereit zu sagen: Ich hab's gewagt! — und dießmal würde der König nicht zögern und warten. — Doch," fuhr er ruhiger fort, — „es ist viel erreicht und tollkühn soll das Gewonnene nicht auf's Spiel gesetzt werden, — sie glauben das Spiel in der Hand zu haben, — nun wohl, ich werde die Karten ein wenig von meiner Seite mischen."

Er bewegte eine kleine Glocke. Eine Ordonnanz trat herein.

„Suchen Sie Herrn von Keudell und bitten Sie ihn, den Herrn von der Pfordten zu mir zu führen!"

Die Ordonnanz entfernte sich.

Graf Bismarck setzte sich wieder vor die auf dem Tische ausgebreitete Landkarte und betrachtete dieselbe aufmerksam, zuweilen mit dem Finger der rechten Hand über dieselbe hinfahrend, bald die Lippen in leisem Flüstern bewegend, bald das Auge sinnend nach der Decke des Zimmers richtend.

Nach einer Viertelstunde führte Herr von Keudell den bayerischen Minister von der Pfordten in das Kabinet.

Die volle und große Gestalt dieses Staatsmannes war gebeugt und zeigte in ihrer Haltung Spuren großer

körperlicher Ermattung. Sein längliches, volles und weiches Gesicht, von dem dunklen glatten Haar umrahmt, war blaß und erschöpft, trübe blickte das Auge durch die Gläser seiner Brille.

Graf Bismarck hatte sich hoch aufgerichtet, — ein Ausdruck eisiger Kälte lag auf seinen Zügen; in straff militärischer Haltung, aber mit strengster formeller Höflichkeit trat er dem bayerischen Minister entgegen und erwiederte dessen Gruß. Dann lud er ihn mit einer eben so kalten und eben so höflichen Bewegung ein, auf dem Stuhle Platz zu nehmen, den vor Kurzem Herr Benedetti verlassen hatte, und setzte sich ihm gegenüber, seine Anrede erwartend.

„Ich bin gekommen,“ sagte Herr von der Pfordten mit leicht bewegter Stimme in seinem südlich anklingenden Dialekt, „um weiteres Blutvergießen und Kriegsunglück zu verhüten. Der Feldzug ist im Wesentlichen entschieden — zu Ihren Gunsten entschieden, und Bayern darf nicht zögern, den Krieg zu beenden — den es,“ fügte er leise hinzu — „vielleicht besser gar nicht begonnen hätte.“

Graf Bismarck sah ihn einen Augenblick mit seinem harten, klaren Blick streng an.

„Wissen Sie,“ sagte er, „daß ich im vollen Recht wäre, Sie als Kriegsgefangenen zu behandeln?“ fragte er.

Herr von der Pfordten fuhr zusammen. Er war einen Augenblick sprachlos und blickte voll tiefen Erstaunens den preußischen Minister an.

„Bayern ist im Kriege mit Preußen, — es finden keine Verhandlungen statt,“ sagte Graf Bismarck, — „ein bayerischer Minister kann nur als Gefangener im preußischen Hauptquartier sein — der einzige Weg völkerrechtlichen Verkehrs geht durch die Parlamentärs.“

Herr von der Pfordten neigte traurig das Haupt. „Ich bin in Ihrer Gewalt,“ sagte er ruhig, — „und daß ich es bin, beweist, wie sehr ich den Frieden wünsche — was würden Sie gewinnen, wenn Sie mich arretirten?“

Graf Bismarck schwieg.

„Ich bewundere Ihre Kühnheit, hieher zu kommen,“ sagte er nach einer Pause, — „sie beweist in der That, daß Sie des Friedens bedürftig sind.“

Herr von der Pfordten schüttelte leicht den Kopf. „Ich fürchte,“ sagte er, „daß mein Schritt umsonst sein wird.“

„Ein guter Schritt ist nie umsonst, selbst wenn er spät, — zu spät kommt,“ sagte Graf Bismarck mit einer leicht freundlicheren Nüancirung des Tons seiner Stimme, — „welche Stellung hätte Bayern haben können, wenn Sie diesen Schritt vor vier Wochen gethan,

wenn Sie vor vier Wochen zu mir nach Berlin gekommen wären!"

„Ich habe an dem von ganz Europa sanktionirten deutschen Bunde festgehalten," erwiederte Herr von der Pfordten — „und habe geglaubt, meine Pflicht gegen Deutschland und gegen Bayern zu erfüllen; und habe ich mich geirrt — ewig still steht die Vergangenheit, — ich bin gekommen, über die Zukunft zu sprechen."

„Die Zukunft liegt in unserer Hand," rief Graf Bismarck — „Oesterreich schließt seinen Frieden und kümmert sich weder um den Bund noch um seine Bundesgenossen!"

„Ich weiß es," sagte Herr von der Pfordten tonlos.

„Deutschland sieht jetzt," fuhr Graf Bismarck fort, „wohin es im österreichischen Schlepptau gekommen ist, — besonders für Bayern thut es mir leid, denn Bayern habe ich stets für berufen gehalten, eine besonders wichtige und bedeutungsvolle Stellung in der nationalen Entwicklung Deutschlands einzunehmen und mit Preußen vereint an der Spitze der Nation zu stehen."

„War es ein falscher Weg," sagte Herr von der Pfordten, — „den Bayern unter meiner Leitung gegangen ist, — und der Erfolg hat entschieden, daß er falsch war, — so läßt sich jeder Fehler verbessern — wenn auch spät. Meine Thätigkeit ist nach der gefal-

lenen Entscheidung beschlossen, mir bleibt noch eine Pflicht zu erfüllen, das ist, Alles aufzubieten, um von meinem Lande und meinem jungen König die schweren Folgen — meines Fehlers — abzuwenden. Um diese Pflicht zu erfüllen, bin ich hier, und gerade weil ich von der Zukunft nichts verlange und nichts erwarte, glaubte ich um so unbefangener und objektiver mit Ihnen, Herr Graf, über diese Zukunft sprechen zu können."

Graf Bismarck schwieg einen Augenblick und spielte leicht mit den Fingern auf dem Tisch.

„Ich bin nicht in der Lage," sagte er dann, „als preußischer Minister mit dem Minister Bayerns zu sprechen, — dazu fehlt die Grundlage, dazu fehlt die Genehmigung des Königs. — Doch soll diese Stunde nicht unfruchtbar sein," fügte er mit milderem Tone hinzu, „ich will Ihnen beweisen, wie sehr ich persönlich bedaure, daß wir uns nicht haben verständigen, nicht haben zusammengehen können, Ihr Rath, Ihre Erfahrungen hätten Deutschland so nützlich sein können! Sprechen wir," fuhr er fort, — „Baron von der Pfordten und Graf Bismarck, ein bayerischer und ein preußischer Patriot, über die Lage der Dinge — — vielleicht," fügte er lächelnd hinzu, „kann der bayerische und der preußische Minister demnächst etwas von uns lernen."

Das Gesicht des Herrn von der Pfordten hellte

sich auf. Mit freudigem Ausdruck sah er durch die Brille zu dem Grafen hinüber.

„Was denken Sie denn," fragte dieser, „daß mit Bayern geschehen soll, daß Preußen mit Bayern machen könne?"

„Ich setze voraus," sagte Herr von der Pfordten, „daß Preußen seine unbedingte Hegemonie in Norddeutschland beanspruchen wird —"

„Wer wollte sie bestreiten?" fragte Graf Bismarck.

„Ich möchte dann darauf aufmerksam machen, daß eine Annexion süddeutscher Gebiete, so heterogen in Allem, kaum im preußischen Interesse liegen kann — und daß es mehr in Ihrem Vortheil ist, mit dem selbstständigen und ungeschwächten Bayern in Freundschaft und Verständniß die Zukunft Deutschlands zu gestalten —"

„Um bei jeder Gelegenheit neuen Schwierigkeiten zu begegnen?" fragte Graf Bismarck.

„Nach den Erfahrungen dieser Tage," begann der bayerische Minister —

„Mein lieber Baron," unterbrach ihn Graf Bismarck — „ich will ganz offen mit Ihnen sprechen. Die Zukunft gehört nicht mir und nicht Ihnen. Worte und Versprechungen, so ernst Sie dieselben auch meinen mögen, können nicht die Grundlage sein, auf der die zukünftige Ruhe und Stärke Preußens und Deutsch-

lands beruhen. — Wir brauchen Garantieen. Preußen darf den Gefahren, die es jetzt überwunden hat, nicht noch einmal ausgesetzt sein, es darf die Opfer, die es gebracht, nicht noch einmal bringen. — Bayern ist stets — sehr zu seinem eigenen Nachtheil, wie ich jederzeit überzeugt war — uns feindlich gewesen. Wir müssen volle Sicherheit haben, daß dieß künftig nicht geschieht. Dafür gibt es zwei Wege."

Herr von der Pfordten horchte gespannt auf.

„Entweder," fuhr Graf Bismarck fort, „wir nehmen von Ihrem Gebiete so viel fort, daß Bayern völlig ohnmächtig ist, uns jemals zu schaden —"

„Haben Sie an die Schwierigkeiten gedacht, bayerisches Gebiet und bayerische Bevölkerungen zu assimiliren?" fragte Herr von der Pfordten.

„Dieselben würden groß sein," sagte Graf Bismarck ruhig, — „ich gebe es zu — allein wir würden sie überwinden und für die Sicherheit Preußens kenne ich keine Schwierigkeiten."

Herr von der Pfordten seufzte.

„Die Verwickelungen, die ein solches Vorgehen hervorrufen könnte!" — sagte er mit halber Stimme, indem er einen forschenden Blick auf das Gesicht des preußischen Ministers warf.

Graf Bismarck sah ihn starr an.

„Woher sollten die kommen?“ fragte er, — „von Oesterreich? — Und,“ fuhr er fort, indem er sein Auge scharf und stolz über die ganze Gestalt des bayerischen Ministers gleiten ließ, — „da, wo sonst noch an Verwickelungen gedacht werden könnte, — würde man einen Theil an der Beute nicht verschmähen.“

Herr von der Pfordten neigte das Haupt.

„Sprechen wir also nicht davon,“ sagte Graf Bismarck, — „wir sind Deutsche — machen wir deutsche Angelegenheiten ohne Seitenblicke ab.“

„Und der andere Weg?“ fragte Herr von der Pfordten zögernd.

„Das innere Leben Bayerns,“ sagte Graf Bismarck, nachdenklich vor sich hinblickend, „ist uns fremdartig und wir können darin nicht eingreifen wollen. Was Deutschland bedarf zu seiner Macht und Stärke, was Preußen bedarf zu seiner Sicherheit — das ist das einige Zusammenfassen der nationalen Wehrkraft in der Hand des mächtigsten Kriegsherrn der deutschen Nation, — ihres natürlichen Feldherrn. — Sollte Bayern dieser nationalen Nothwendigkeit sich fügen, — sie durch einen festen Vertrag anerkennen, — mit einem Wort dem König von Preußen im Fall des nationalen Krieges die Feldherrnschaft seiner Militärmacht übertragen, so wäre die nöthige Garantie für Deutschlands Wehrhaf-

tigkeit und Macht, — für Preußens Sicherheit vorhanden."

Das Gesicht des bayerischen Ministers klärte sich mehr und mehr auf.

„Die Feldherrnschaft im nationalen Kriege?" fragte er.

„Natürlich mit den nöthigen Vereinbarungen, um eine gemeinsame Führung, eine Einfügung des bayerischen Korps in den Organismus der preußischen Armee möglich zu machen," sagte Graf Bismarck.

„Ohne Eingriff in die Kriegsherrlichkeit des Königs?" fragte Herr von der Pfordten.

„Eine weitere Beschränkung derselben würde ich nicht für nöthig halten," erwiederte der Graf.

Herr von der Pfordten athmete tief auf.

„Dieß also würden Ihre Friedensbedingungen sein?" fragte er.

„Nicht die Friedensbedingungen, sondern die Vorbedingungen für den Frieden," erwiederte Graf Bismarck.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Herr von der Pfordten.

„Sehr einfach," sagte der Graf, — „wenn ein solcher Vertrag, wie ich ihn eben skizzirt habe, und den ich in seinen Detailbestimmungen sogleich von militärischer Fachseite entwerfen lassen will, geschlossen wird,

ein Vertrag, der übrigens vorläufig geheim bleiben kann, — ja," fügte er wie nachdenkend hinzu, „wohl besser geheim bleibt, um Ihnen keine Verlegenheiten bei Ihren antipreußischen Parteien im Innern zu schaffen, — wenn ein solcher Vertrag, sage ich, angenommen wird, dann wird sich der Frieden sehr leicht schließen lassen. Preußen hat durch diesen Vertrag dann die Garantie, daß Bayern wirklich und aufrichtig mit uns an dem Werk der nationalen Einigung arbeiten will und allen Fehlern seiner früheren Politik entsagt, mit dieser Garantie werden wir die Friedensbedingungen sehr leicht stellen können, — ja es liegt in unserem Interesse, Bayern dann so kräftig und selbstständig als möglich in Deutschland zu erhalten. Es würde sich dann nur um die Kriegskosten handeln, die wir voll erstattet haben müssen, und vielleicht um einige ganz unbedeutende Gebietsabtretungen zur Abrundung unserer Grenzen."

„Herr Graf," sagte Herr von der Pfordten bewegt, — „ich danke Ihnen, — Sie zeigen mir einen Weg, auf dem Bayern mit Ehren und zum Wohle des deutschen Vaterlandes aus der traurigen Lage herauskommen kann, in der es sich befindet — ich danke Ihnen im Namen meines Königs!"

„Ich habe für Ihren jugendlichen König die tiefste Theilnahme," sagte Graf Bismarck, „und ich hoffe, daß

Bayern im Bunde mit Preußen noch zu der Stellung in Deutschland gelangen wird, welche es so lange — nicht hat einnehmen wollen," sagte Graf Bismarck mit milder Stimme. — „Doch nun, mein lieber Baron," fuhr er fort, indem er sich erhob, — „vergessen wir nicht, daß hier eine Unterredung zwischen zwei Privatpersonen stattgefunden hat. Eilen Sie zu Ihrem Könige zurück und bringen Sie so bald als möglich die Zustimmung zu dem Vertrage hieher, — sobald derselbe unterzeichnet ist, sollen die Feindseligkeiten eingestellt werden, und ich verspreche Ihnen, daß der Friedensschluß schnell und ohne Schwierigkeiten erfolgen wird. — Und," sagte er mit verbindlichem Ton — „seien Sie überzeugt, daß ich Ihren Rücktritt von den Geschäften nicht wünsche."

„Ich weiß," sagte Herr von der Pfordten, „was mir zu thun übrig bleibt, — eine neue Hand muß Bayern in die neuen Bahnen leiten, — meine Wünsche aber werden stets dem neuen Deutschland gehören, wie sie für das alte lebendig waren!"

„Noch eins," sagte Graf Bismarck — „da wir uns so gut verstanden haben, könnten Sie auch Ihren Verbündeten in Stuttgart und Darmstadt einen Dienst leisten — vielleicht auch mir, — denn ich wünschte auch Württemberg und Hessen schonend behandeln zu können.

Würden die dortigen Höfe einen Vertrag in ähnlichem Sinne schließen, wie wir ihn besprochen haben, so würde eine solche Schonung möglich sein. Mit der Vollmacht, jenen Vorvertrag zu schließen, — dem ich auch dort gern das Geheimniß verspreche — werden mir die Herren von Varnbüler und von Dalwigk willkommen sein und billige und leichte Friedensbedingungen finden."

„Ich zweifle nicht, daß sie in Kurzem erscheinen werden," sagte Herr von der Pfordten.

„Nun, mein lieber Baron — eilen Sie," rief Graf Bismarck, — „auf baldiges Wiedersehen, — und machen Sie, daß Graf Bismarck so schnell als möglich den bayerischen Minister und Friedensbevollmächtigten hier begrüßen könne."

Er reichte Herrn von der Pfordten die Hand, — die dieser bewegt und herzlich drückte — und geleitete ihn dann zur Thüre. — Im Vorzimmer war Herr von Keudell und der Graf ersuchte ihn, für die schleunige und unbehelligte Reise des bayerischen Ministers Sorge zu tragen.

Als Graf Bismarck in sein Zimmer zurückgekehrt war, rieb er sich zufrieden die Hände, indem er mit großen Schritten auf und nieder ging.

„So, meine Herren in Paris!" rief er lächelnd,

„Sie wollen Deutschland spalten und theilen und sich Kompensationen bezahlen lassen, — nun, die Pfeiler zu seiner künftigen Einigungsbrücke sind geschlagen — und Ihre Kompensationen? — wohlan — wiegen Sie sich noch einige Zeit in der Hoffnung auf dieselben. — Doch jetzt zum Könige."

Er knöpfte die Uniform zu, nahm seine Feldmütze und verließ das Zimmer, um sich nach dem Quartier des Königs Wilhelm zu begeben.

In seinem Vorzimmer erblickte er einen älteren Herrn mit grauem Haar und Bart in der Uniform des hannöverischen Flügeladjutanten.

Ein preußischer Offizier hatte denselben hereingeführt und näherte sich dem Ministerpräsidenten in dienstlicher Haltung:

„Oberstlieutenant von Heimbruch, Flügeladjutant des Königs von Hannover, wünscht Eure Excellenz zu sprechen, — ich habe ihn hieher geführt und wollte ihn soeben melden lassen."

Graf Bismarck wendete sich zu Herrn von Heimbruch, legte grüßend die Hand an die Mütze und blickte ihn fragend an.

Der Oberstlieutenant näherte sich ihm und sagte:

„Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, welcher seit Kurzem in Wien angekommen ist, hat

mich, da die Friedensverhandlungen begonnen haben, hieher gesendet, um Seiner Majestät dem König von Preußen ein Schreiben zu überreichen. Zugleich habe ich Eurer Excellenz diesen Brief des Grafen Platen zu bringen."

Und er reichte dem Ministerpräsidenten ein versiegeltes Schreiben.

Dieser öffnete dasselbe und durchlas schnell den Inhalt.

Ernst wendete er sich zu Herrn von Heimbruch.

„Wollen Sie die Güte haben, mich hier zu erwarten, ich gehe zu Seiner Majestät und werde bald zurückkehren."

Und er schritt mit militärischem Gruß weiter.

Im Vorzimmer des Königs waren mehrere Generale, verschiedene Ordonnanzoffiziere. Alle erhoben sich beim Eintritt des Majors Grafen Bismarck, welcher in militärischer Haltung die Generale begrüßte.

Der dienstthuende Flügeladjutant Major Freiherr von Loë trat dem Ministerpräsidenten entgegen.

„Ist Seine Majestät allein?" fragte Graf Bismarck.

„General von Moltke ist beim König," antwortete Herr von Loë, — „doch hat Seine Majestät befohlen, Eure Excellenz sogleich zu melden."

Und er trat nach einem kurzen Schlage in das

Kabinet des Königs, aus welchem er sogleich zurückkehrte und die Thüre für den Ministerpräsidenten öffnete.

König Wilhelm stand vor einer großen über den Tisch gebreiteten Landkarte, auf welcher mit langen farbigen Nadeln die Stellung der Armeen bezeichnet war. Er trug den Ueberrock der Campagne-Uniform, das eiserne Kreuz im Knopfloch, den Orden pour le mérite um den Hals.

Des Königs Blick folgte aufmerksam den Linien, welche der General von Moltke mit einem Bleistift, den er in der Hand hielt, über der Karte durch die Luft zog, bald hier, bald dort einen Punkt bezeichnend zur Erläuterung des Vortrags über seine Dispositionen. Die hohe, schlanke Gestalt des Generals war leicht vornüber geneigt, um die Karte zu überblicken, sein ruhiges, gleichmäßig stilles Gesicht mit den feinen, ernsten, an die Porträts Scharnhorst's erinnernden Zügen war leicht animirt, indem er seine Gedanken dem Könige entwickelte, welcher schweigend und nur von Zeit zu Zeit durch eine Neigung des Hauptes billigend zuhörte.

„Gut, daß Sie kommen," rief der König dem eintretenden Ministerpräsidenten entgegen, — „Sie werden mir Aufklärung geben können, Moltke theilt mir so eben mit, daß General Manteuffel berichtet, der Prinz Karl

von Bayern habe eine achttägige Waffenruhe und die Schonung des von Manteuffel bedrohten Würzburg proponirt, da der Abschluß eines Waffenstillstandsvertrages und die Friedensverhandlungen mit Bayern unmittelbar bevorstünden. General Manteuffel, der darüber ohne Mittheilungen ist, hat zwar die Verhandlungen nicht zurückgewiesen, indeß die Uebergabe Würzburgs als Bedingung der Waffenruhe gestellt und fragt nun an, was er thun solle. — Was sind das für Verhandlungen mit Bayern?"

Graf Bismarck lächelte.

„So eben verläßt mich Herr von der Pfordten, Majestät," antwortete er.

„Ah," rief der König, — „also bittet man doch um Frieden? — Was haben Sie mit ihm gesprochen?"

„Majestät," erwiederte Graf Bismarck, — „das steht im Zusammenhange mit der ganzen augenblicklichen Situation, über welche ich mir erlauben wollte, Eurer Majestät Vortrag zu halten und Allerhöchstihre Entscheidungen zu erbitten."

General von Moltke steckte seinen Bleistift in ein großes Notizbuch, das er in der Hand hielt, und sagte: „Eure Majestät haben wohl augenblicklich keine weiteren Befehle für mich?"

„Darf ich Eure Majestät bitten," sagte Graf Bis-

marck schnell, — „daß der General hier bleibe, — seine Ansicht wird wichtig sein bei den vorliegenden Fragen!"

Der König neigte zustimmend das Haupt, der General richtete den ernsten Blick fragend auf den Ministerpräsidenten.

„Majestät," sagte Graf Bismarck, „Benedetti ist zurück und bringt die Zustimmung Oesterreichs zu dem Friedensprogramm des Kaisers Napoleon."

„So können die Verhandlungen beginnen?" fragte der König.

„Ohne Verzögerung, Majestät," sagte Graf Bismarck. „Benedetti," fuhr er fort, „machte sich ein großes Verdienst daraus, Oesterreich zur Annahme des Programms bewogen zu haben, er sprach von großem Widerstand, den er in Wien gefunden habe, und suchte mir die Lage Oesterreichs als noch sehr hoffnungsreich darzustellen."

Moltke lächelte.

„Sie können nichts mehr machen in Wien," sagte der König ruhig. „Sie haben geglaubt, uns nach Olmütz zu locken und dort festzuhalten, Wien zu decken und Ungarn zur Erhebung zu bringen. Das Alles ist vorbei. Wir haben auf Moltke's Rath sie ruhig vor Olmütz stehen lassen und sind geradeaus gegangen, —

wir stehen vor Wien — das sich nicht halten kann, — die Schanzen, die sie bei Floridsdorf gemacht haben, werden uns nicht aufhalten, — übrigens halten wir den Schlüssel von Ungarn in Händen und die Ungarn sind auch gar nicht geneigt, Oesterreich aus seiner Verlegenheit zu helfen —"

„Ich weiß, Majestät," sagte Graf Bismarck — „und weiß auch, was ich von den Versicherungen Benedetti's zu halten habe, — seine Taktik muß es sein, uns überall Schwierigkeiten zu zeigen, um uns die Nothwendigkeit immer einleuchtender zu machen, uns mit Frankreich zu arrangiren und ihm den Preis seiner Vermittlung zu zahlen."

„Und hat man jetzt einen Preis genannt?" fragte der König mit gesteigerter Aufmerksamkeit.

„Ich habe dem Botschafter," erwiederte Graf Bismarck, „wie Eure Majestät bereits am 18. von Brünn aus dem Kaiser Napoleon telegraphirt, unumwunden ausgesprochen, daß ein bestimmter Machtzuwachs Preußens durch territoriale Gebietserwerbungen eine Nothwendigkeit sei, und ich habe ihm die zwischen unsern Staatshälften liegenden feindlichen Gebiete und Sachsen bezeichnet."

„Und hat er Widerspruch erhoben?" fragte der König.

„Er hat,“ erwiederte Graf Bismarck, „einige Redensarten über Verträge und europäisches Gleichgewicht gemacht, welche im Munde eines napoleonischen Diplomaten etwas eigenthümlich klingen, — indeß hat er nichts eingewendet, — nur was Sachsen betrifft —“

„Nun?“ fragte der König.

„Was Sachsen betrifft,“ fuhr Graf Bismarck fort, „hat — wie Benedetti sich ausdrückt, der Kaiser Napoleon sich die unbedingte österreichische Forderung angeeignet, die territoriale Integrität Sachsens zu erhalten.“

Der König blickte nachdenkend zu Boden.

„Das heißt“ — fuhr Graf Bismarck fort, — „man schiebt von Paris aus Oesterreich vor, — aber gleichviel, die Erhaltung Sachsens wird ernstlich verlangt. — Eure Majestät müssen sich also nun entscheiden, — ob Sie in diesem Punkte eine Konzession machen wollen, oder nicht.“

„Was ist Ihre Meinung?“ fragte der König.

„Auf die Einverleibung Sachsens zu verzichten, Majestät, um die augenblickliche Lage nicht zu kompliziren, eine absolute Nothwendigkeit zur Einverleibung Sachsens liegt nicht vor, — ich glaube auch in militärischer Beziehung —“

Und er richtete den Blick fragend auf den General von Moltke.

„Wenn Sachsen in den Militärverband des norddeutschen Bundes tritt und seine Verpflichtungen ernstlich erfüllt — nein!“ sagte der General.

„Der König Johann wird sein Wort unverbrüchlich halten!“ sagte der König, indem ein warmes Licht in seinem Auge glänzte, — „so sei denn die Erhaltung Sachsens zugestanden, — es thut mir ungemein wohl, in diesem Falle die harten Folgen des Krieges für einen hochachtungswerthen Fürsten mildern zu können.“

Graf Bismarck verneigte sich.

„Frankreich acceptirt also,“ fuhr er fort, „ebenso wie Oesterreich alle in Norddeutschland vorzunehmenden Gebietsveränderungen — doch nun beginnt eine besondere Verhandlung über die Kompensationen.“

Des Königs Antlitz verfinsterte sich.

„Hat man Forderungen gestellt?“ fragte er.

„Nein — doch hat mir Benedetti sehr bestimmt diejenigen bezeichnet, die man stellen wird, — und auf die ich übrigens gefaßt war,“ — erwiederte Graf Bismarck.

„Und die heißen?“ fragte der König.

Ruhig und lächelnd antwortete Graf Bismarck:

„Die Grenzen von 1814, Luxemburg und — Mainz!“

Der König fuhr zusammen, wie von einem elektri-

schen Schlage berührt. Ueber das blasse feine Gesicht des Generals von Moltke flog eine dunkle Röthe und ein sarkastisches Lächeln umspielte seinen Mund.

„Und was haben Sie geantwortet?“ fragte der König, die Zähne aufeinander pressend.

„Ich habe die Verhandlungen über diese Punkte vertagt, — bis nach dem Friedensschluß mit Oesterreich — um so mehr, da Benedetti sie nur als seine Ansicht aussprach, — ich also gar nicht gezwungen war, eine bestimmte Antwort zu geben.“

„Sie wissen doch,“ sagte der König mit strengem Ausdruck und Ton, „daß ich niemals einen Fuß breit deutscher Erde abtreten werde?“

„So gewiß,“ erwiederte Graf Bismarck, „als Eure Majestät, wie ich hoffe, überzeugt sind, daß meine Hand niemals einen solchen Vertrag unterzeichnen würde! — Doch,“ fuhr er fort, „unnütz einen Bruch und vorzeitige Verlegenheiten und Verwickelungen hervorzurufen, halte ich nicht für richtig; — wenn jetzt Frankreich kriegerisch aufträte —“

„So würden wir nach Paris gehen,“ sprach General Moltke gelassen. „Napoleon hat keine Armee!“

„Graf Goltz glaubt das nicht,“ sagte der Ministerpräsident, — „wenn ich darüber Gewißheit haben könnte — — doch“ — fuhr er fort, — „in jedem Fall ist es

besser, den Frieden mit Oesterreich zu schließen und die Verhandlungen über die Kompensationen, welche jetzt von Frankreich nicht offiziell eingeleitet sind, nicht zu provoziren. — Sind wir hier fertig, dann soll den Herren in Paris die Antwort werden, die ihnen gebührt — und eine kleine Ueberraschung dazu — ich komme jetzt auf Herrn von der Pfordten, Majestät!"

Der König blickte ihn fragend an.

„Eure Majestät erinnern sich," sagte Graf Bismarck, „der Stellung, welche das Friedensprogramm den süddeutschen Staaten gibt —"

„Gewiß," erwiederte der König — „und diese Stellung erregt mir noch immer große Bedenken für die Zukunft!"

„Die Absicht dabei ist klar," erwiederte der Ministerpräsident, „in Paris will man Deutschland spalten und die eine Hälfte durch die andere im Schach halten, — in Wien will man die Wiederaufnahme des jetzt verlorenen Spieles für die Zukunft vorbereiten. Ich hoffe, man wird sich verrechnen. — Ich habe," fuhr er fort, „Herrn von der Pfordten sehr milde Friedensbedingungen in Aussicht gestellt, wenn Bayern in einem besondern geheimen Vertrage die Oberfeldherrnschaft Eurer Majestät über das bayerische Heer im Kriegsfalle acceptirt."

Des Königs Augen leuchteten.

„Dann würde ja Deutschland einig sein!" rief er. — „Und er hat angenommen?" fragte er weiter.

„Mit Dank und freudiger Bewegung," erwiederte Graf Bismarck, — „und auch Württemberg und Hessen wird ihm folgen, wie er mich versicherte. Ich möchte nun bitten, daß General Moltke die Güte hätte, den betreffenden Vertrag zu entwerfen, damit wenn Herr von der Pfordten mit der Genehmigung des Königs zurückkehrt, Alles schnell abgemacht werden kann, — auch für Württemberg und Hessen. Bis dahin müßte auch der General Manteuffel die definitive Erklärung über die Waffenruhe verschieben, um eine heilsame Pression auszuüben. — Ich hoffe," fuhr er lächelnd fort, „der Kaiser Napoleon wird nach dem Friedensschluß bemerken, daß die Atouts in dem von ihm so fein gemischten Spiel in unserer Hand sind, — und dann soll auch die Kompensationsfrage erledigt werden."

„Sehen Sie, Moltke," sagte der König lächelnd und mit einem freundlichen Blick auf den Ministerpräsidenten — „diese Diplomaten bleiben sich doch immer gleich — auch wenn sie Uniform tragen! — Doch," fuhr er ernster fort, „Benedetti darf mit mir nicht über die Kompensationen sprechen, — ich würde meine Antwort nicht vertagen können!"

Graf Bismarck verneigte sich.

„Doch, Majestät,“ sagte er, „wir müssen die Aufmerksamkeit noch nach einer andern Seite richten. — Die Stimmung am russischen Hofe ist nicht günstig, — ich fürchte, daß dort unsere neuen Erwerbungen sehr verstimmen werden.“

„Ich fürchtete es,“ sagte der König.

„Es ist nothwendig,“ fuhr Graf Bismarck fort, „nach jener Seite die Luft völlig rein zu machen, die Einflüsse und Anschauungen, die dort vorwiegen könnten, zu paralysiren und Rußland darauf aufmerksam zu machen, wie hohes Interesse es an der Freundschaft Preußens und Deutschlands hat, — jetzt — und für die Zukunft. Es wird nothwendig sein, eine geschickte Person nach Petersburg zu senden. Ich werde Eurer Majestät eine Darlegung meiner Gesichtspunkte in dieser Richtung vorlegen, welche, wenn sie die Allerhöchste Genehmigung finden, dem Abgesandten als Instruktion dienen können.“

„Thun Sie das,“ — sagte der König lebhaft, — „mir liegt nicht nur politisch, sondern auch persönlich sehr viel daran, die ungetrübte Freundschaft Rußlands zu erhalten. — Ich werde Manteuffel hinschicken,“ sprach er nach kurzem Nachdenken, „er ist ganz der Mann dafür — sobald die Aktion gegen Bayern beendet ist.“

Graf Bismarck verneigte sich schweigend.

Dann sagte er:

„So eben, Majestät, ist ein hannöverischer Flügeladjutant mit einem Briefe des Königs hier eingetroffen. Er hat mir ein Schreiben des Grafen Platen gebracht.“

Ein tief schmerzlicher Ausdruck zeigte sich auf dem Gesicht des Königs.

„Was schreibt er?“ fragte er.

„Der König erkenne Eure Majestät als Sieger in Deutschland an und sei bereit, die Bedingungen anzunehmen, welche Eure Majestät für den Frieden stellen würden.“

Der König schwieg lange.

„O,“ rief er, „wenn ich ihm helfen könnte! Der arme Georg! — Könnte man nicht ein eingeschränktes Hannover ohne militärische Selbstständigkeit bestehen lassen?“

Graf Bismarck's Augen blickten mit eiserner Ruhe und Festigkeit in das bewegte Antlitz des Königs.

„Eure Majestät haben es für Preußens Sicherheit und Macht für nothwendig erachtet, Hannover einzuverleiben. Was sollte ein Schein-Königreich — eine einfache fürstliche Domäne den Welfen nützen? — uns aber könnte eine solche Enklave, umgeben von widerspenstiger Bevölkerung, sehr gefährlich werden. Bedenken Eure Majestät, welches Unheil diese hannöverische

Diversion hätte herbeiführen können, wenn man Gablenz dort behalten hätte, oder wenn nur der hannöverische Generalstab etwas weniger unglaubliche Märsche gemacht hätte. Eine solche Gefahr muß für die Zukunft auf immer beseitigt werden!"

„Die Königin Friederike war die Schwester meiner Mutter!" sagte der König mit leicht zitternder Stimme.

„Ich verehre die Beziehungen fürstlichen Blutes, welche Eure Majestät mit dem Könige Georg verbinden," sagte Graf Bismarck, — „und ich habe persönlich die achtungsvollste Sympathie mit diesem unglücklichen Fürsten, — aber," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „Eurer Majestät innigste und nächste Verwandtschaft ist die zum preußischen Volk, zu dem Volk, dessen Blut auf diesen Schlachtfeldern geflossen, zu dem Volk Friedrich's des Großen, dem Volk von 1813. Diesem Volk müssen Eure Majestät den Preis seines Blutes geben. Verzeihen Eure Majestät, wenn ich mich erkühne, im Namen dieses Volkes zu sprechen, — ich weiß, daß meine Worte nur der Ausdruck dessen sind, was Eurer Majestät königliches Herz selbst tief und klar empfindet. — Wenn Eure Majestät den Brief des Königs annehmen," fuhr er fort, „so binden Sie sich die Hände — so beginnen Sie Verhandlungen, die — nicht begonnen werden dürfen!"

Der König athmete tief auf.

„Gott ist mein Zeuge," sagte er, „daß ich Alles versucht habe, um den Bruch mit Hannover zu vermeiden und den König vor dem schweren Verhängniß zu behüten, das nun über ihn hereinbrechen muß. — Glauben Sie mir," fuhr er fort, — „mein Herz bringt Preußen, seiner Größe und seinem deutschen Beruf ein schweres Opfer, indem ich mit meiner Hand diese Nothwendigkeit vollziehe!"

Und ein feuchter Schimmer überzog das klare Auge des Königs.

„So lehnen Sie denn die Annahme des Schreibens ab!" sagte er mit bewegter Stimme, traurig den Kopf neigend.

„Gott segne Eure Majestät!" rief Graf Bismarck mit leuchtendem Blick — „um Preußens und Deutschlands willen!"

General von Moltke blickte ernst mit dem Ausdruck inniger Liebe und Bewunderung zu seinem königlichen Kriegsherrn hinüber.

Schweigend winkte der König mit der Hand und wendete sich zum Fenster.

Graf Bismarck und der General verließen das Kabinet.

Zwanzigstes Kapitel.

Still war es geworden in Langensalza nach den Tagen des Sturmes und der Aufregung. Die hannöverische Armee war aufgelöst und in die Heimat gezogen, die preußischen Truppen waren weiter gerückt nach Süden und Westen den übrigen Feinden entgegen, und die kleine Stadt Langensalza war äußerlich wieder so still und bewegungslos geworden, wie sie es so lange Jahre vorher gewesen war, bis die Fügung des Geschickes sie zum Schauplatz so blutiger Ereignisse machte.

Lagen aber auch äußerlich die Straßen wieder ruhig und eintönig wie vordem da im heißen Sonnenschein des Hochsommers, so bewegte sich doch im Innern der Häuser ein stilles Leben der unermüdlichen Liebe und Barmherzigkeit, jene Liebe und Barmherzigkeit, welche nach den furchtbaren Wettern der Kriege reicher denn je emporsprießt und ein schönes Zeugniß ablegt für den ewigen und unlösbaren Zusammenhang des

Menschenherzens mit dem Gott der unversiegbaren Liebe, der unerschöpflichen Barmherzigkeit.

Viele der schwerverwundeten Preußen und Hannoveraner hatten nicht fortgeschafft werden können und zahlreiche Lazarethe waren eingerichtet, alle Privathäuser hatten sich geöffnet für die Aufnahme der armen Opfer des Krieges, und aus Preußen und Hannover waren außer den barmherzigen Schwestern und Diakonissinnen die Angehörigen der Verwundeten zahlreich herbeigekommen, um selbstthätig die Pflege ihrer Lieben zu übernehmen. Wenn nach der sinkenden Sonne eine leichte Kühlung die dunkelnde Luft durchzog, dann sah man Frauen und Mädchen in dunkeln, einfachen Toiletten mit ernsten Gesichtern schweigend durch die Straßen eilen zu einem kurzen Gang in's Freie, um in der frischen Luft neue Kraft zu suchen für das anstrengende Werk liebevoller Aufopferung, und mit Theilnahme und stillem Mitgefühl folgten ihnen die Blicke der Einwohner, welche vor den Thüren saßen nach der Arbeit des Tages und sich in flüsterndem Gespräch ihre Bemerkungen mittheilten bald über diese, bald über jene Gruppe der Vorübergehenden.

Frau von Wendenstein war mit ihrer Tochter und Helene freundlich aufgenommen im Hause des alten Lohmeier, und Margarethe hatte den Damen zwei Zim-

mer des wohlhabenden Bürgerhauses so freundlich und behaglich eingerichtet, als sie es vermochte, während der Kandidat in einem nahen Gasthause sein Unterkommen gefunden.

Zitternd vor banger Erwartung war Frau von Wendenstein an das Bett ihres Sohnes getreten, gewaltsam das krampfhafte Schluchzen unterdrückend, das sie zu ersticken drohte, ruhig und starr hatte der Lieutenant dagelegen, ohne ein Zeichen des Lebens außer dem leisen, regelmäßigen Athem.

Da hatte die Mutter seine Hand ergriffen, sich über ihn gebeugt und sanft einen Kuß auf seine Stirn gehaucht. Und der junge Mann hatte unter dem magnetischen Einfluß dieses Kusses von den mütterlichen Lippen langsam die Augen geöffnet, und mit großem leeren Blick um sich geschaut, — dann aber hatte ein freundlicher Strahl des Erkennens diese starren Augen belebt, ein bleiches Lächeln war über seine Lippen gezogen und in fast unmerkbarem Druck, der Mutter fühlbar, hatten seine Finger gezuckt.

Da war die alte Dame an der Seite des Bettes auf die Kniee gesunken, hatte das Haupt auf die Hand des Sohnes gelegt und schweigend, in stiller, wortloser Inbrunst hatte sie Gott angerufen um die Erhaltung dieses Lebens, das aus ihrem Blute entstanden war.

Hinter der alten Dame aber standen die beiden jungen Mädchen. Mit großen, brennenden Blicken hatte Helene das Bild dieses so schwach und gebrochen daliegenden Jünglings verschlungen, der so frisch und blühend von ihr gegangen war. Fräulein von Wendenstein hatte weinend ihre Augen mit dem Tuche bedeckt. Helenens Augen waren trocken und klar, ihre bleichen Züge starr und bewegungslos — mit gefalteten Händen stand sie da, ihre Lippen zitterten leise.

Des Lieutenants von Wendenstein weitgeöffnetes Auge erblickte die jungen Mädchen, als seine Mutter am Bette zu Boden sank. Ein leichter Glanz der Freude zog über sein Gesicht, es leuchtete auf in seinen Augen wie jubelndes Entzücken, seine Lippen öffneten sich leicht, — aber ein schwerer, röchelnder Athemzug drang aus dem Munde und ein leichter röthlicher Schaum erschien auf den Lippen. Seine Augenlider schlossen sich wieder und todtenblaß und starr lag das Gesicht da auf dem weißen Kissen.

Dann war der Arzt gekommen und hatte seinen bedingungsweisen Trost gebracht, — und es hatte eine Zeit begonnen der unermüdlichen Pflege, dieser stillen Arbeit, die so schwer ist in ihrer Einfachheit und auf der doch so viel Segen ruht, welche das Herz so mächtig emporzieht von dem Treiben der Erde zum ewigen Quell

der Liebe, zu dem ewigen Herrn über Menschenleben und Menschenschicksal. Wie ist es so leicht, im weichen Lehnstuhl zu sitzen, um den Schlaf eines Kranken zu bewachen! wie ist die Mühe so gering, einen kühlenden Umschlag auf eine Wunde zu legen, einen stärkenden Trank, eine beruhigende Arznei den Lippen einzuflößen, — ein Kissen zu lockern und aufzurichten!

Aber wer wägt die Schwere der Angst und der bangen Spannung, mit der der Blick des liebenden Auges an jedem Zucken der Wimpern, an jedem Beben der Lippen, an jedem Hauch des Athems hängt! Von einer Minute Schlaf, von einer übersehenen Verordnung kann ja das Leben des Kranken abhängen. O wie werden sie da groß in den stillen Nächten diese kleinen, nichtsbedeutenden Handreichungen, mit wie schwerem, langsamen Fall rollen sie hinab die sonst so flüchtigen Sekunden in das unerfüllbare Meer der Ewigkeit, wie klein und farblos wird alles treibende und schimmernde Drängen da draußen außerhalb des stillen Krankenzimmers vor der heiligen Arbeit, ein Menschenleben zu erhalten und die Hand der kalten Parze mit der unerbittlichen Scheere von dem zarten Faden abzuwenden, an dem so viel Glück und Hoffnung, so viel Liebe und Freude, so viel Arbeit und Ernte hängt!

Und wenn dann die Genesung leise, leise herantritt

an das Schmerzenslager, wie eine zarte Frühlingsblume schüchtern das Haupt erhebend, immer bedroht von der rauhen Hand des winterlichen Todes, der ungern und zögernd sein Reich aufgibt und mit seinen kalten Flocken die Blüte ersticken möchte, welche die pflegende Hand Tag und Nacht mit unermüdlicher Sorge behütet, — wie beugt sich da das menschliche Herz in demüthiger Ergebung vor dem Allmächtigen, in dessen Hand das menschliche Leben ein Hauch ist, den der Augenblick verwehen kann, und der doch dieses Leben so sorgsam hütet und es mit so gewaltiger Kraft und so reichem Schmuck ausstattet! Wie gering erscheint da menschliches Wollen und Vermögen, — wie lernt da das Herz so ergebungsvoll beten: „Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ — wie hebt sich da aber auch die Seele so vertrauensvoll und gläubig empor zu dem Vater über den Sternen, der da spricht: „Bittet, so wird euch gegeben!“

Durch all' diese stillen Wege des innern Lebens war Frau von Wendenstein hindurchgegangen am Bette ihres Sohnes; bangend und hoffend, zagend und vertrauend, hatte sie in immer gleicher äußerer Ruhe die einförmige, gleichmäßige Arbeit der Pflege gethan, unterstützt von den jungen Mädchen, und Helene hatte in bleicher, stiller Ruhe ihren Theil der Arbeit gethan, ihre

großen Augen blickten träumerisch vor sich hin und suchten mit ängstlicher Schärfe jeden Zug auf dem Gesicht des Kranken zu erspähen.

Und die Hoffnung war gekommen und hatte alle diese Herzen erfrischt und gestärkt, — der Kranke hatte das erste Wundfieber überwunden, — die Kugel war glücklich herausgezogen, es war nur noch eine Krisis zu überstehen, die Lösung des geronnenen Blutes, welches die Tiefe der Wunde erfüllte, und dann die Stärkung des schwer erschütterten Nervensystems.

Die tiefste und unbedingteste Ruhe hatte der Arzt zur Bedingung gemacht, kein lauter Ton durfte in der Nähe des Kranken erschallen, auf keine Frage durfte ihm geantwortet werden, und nur das Lächeln der Lippen, der freundliche Blick der Augen durften die Sprache bilden zwischen dem Leidenden und seinen Pflegerinnen.

Und wie lebhaft war diese Sprache!

Welch' ein reines, warmes Licht ergoß sich aus den Blicken Helenens, wenn sie auf dem bleichen Gesicht des Schlafenden ruhten, wie hingen diese Blicke besorgt an jedem Athemzuge, wie richteten sie sich dankerfüllt nach Oben, wenn diese Athemzüge in gleichmäßiger, sanfter Ruhe sich folgten!

Und wenn dann der Kranke die Augen aufschlug und diesen Blicken begegnete, wie leuchtend, wie strah-

lend in mattem, krankhaften Glanz sprachen diese Augen, — und wunderbar ist es, was ein Auge aussprechen kann, dieses so kleine Rund, welches doch das Firmament mit seinen Sternen, die ewigen Berge und das unendliche Meer umfaßt und zurückstrahlt; was das scharf begrenzte, in feste Form geschlossene Wort nicht sagen kann, was zwischen den Versen der blühendsten Dichtung unausgesprochen bleiben muß — das Alles sagt das Auge in so feiner Nüancirung, in so unmittelbar verständnißvollem Ausdruck; und vor Allem das kranke Auge, das lichter und durchsichtiger wird, weil es den wechselnden und verwirrenden Bildern der Welt fern bleibt, das reiner und klarer der still in sich selbst zurückgezogenen Seele sich öffnet.

Wenn das Auge des kranken Offiziers so auf dem jungen Mädchen ruhte und in seiner tiefen Beredsamkeit eine ganze Geschichte voll Poesie erzählte, von Erinnerungen der Vergangenheit, von hoffnungsreichen Träumen für die Zukunft, dann senkte sich ihr Blick und eine leichte Röthe zog über ihre Stirn. Und doch mußte auch sie das Auge wieder heben und durch leichten Thränenschleier schimmerte die Antwort ihres Herzens zurück.

Dann hatte er einmal, als Helene ihm einen kühlenden Trank gereicht, seine weiße magere Hand mit

den dunkelblau schimmernden Adern ihr entgegengestreckt — sie hatte die ihre hineingelegt und er hatte sie innig umschlossen und lange gehalten, und dabei hatte sein Auge so wunderbar dankend, fragend und sehnend auf ihr geruht, daß sie, mit Purpur übergossen, ihre Hand zurückgezogen, — aber ihr Blick hatte geantwortet und lächelnd hatte er die Augen geschlossen — den wachen Traum sanft hinüber nehmend in den leichten und ruhigen Schlummer.

Und seitdem hatte er öfter mit bittendem Blick ihr die Hand gereicht und sie hatte sie ihm gegeben, — und dann hatte er diese Hand sanft an seine Lippen gezogen und mit dem heißen Athem der Krankheit einen Kuß darauf gehaucht, und sie hatte wieder zitternd die Hand zurückgezogen und wieder hatten ihre Augen sich dennoch zu ihm erhoben und ein glückliches Lächeln auf seinen Lippen erscheinen lassen. Und immer reicher und verständnißvoller war die stumme Sprache geworden zwischen ihnen, und oft hatte er die Lippen öffnen wollen, um mit dem Flüstern seiner matten Stimme die Sprache der Augen zu unterstützen, — aber mit süßem Lächeln hatte sie den Finger auf ihre Lippen gelegt und sein Mund war stumm geblieben. Endlich aber hatte dieser Mund sich doch geöffnet, als sie an seinem Lager saß, und leise flüsternd hatte er nichts gesagt, als: „liebe Helene!“

Da hatte sie ihm in schneller Bewegung und mit leuchtendem Blick die Hand gereicht und sie nicht zurückgezogen, als er sie an seine Lippen führte und lange und innig an seinen Mund drückte.

Frau von Wendenstein hatte sie wohl gesehen, diese stumme Sprache, und sie hatte sie auch verstanden — denn welche Frau versteht sie nicht, und welcher Mutter entgeht es, wenn das Herz eines geliebten Sohnes sich in zarter Regung Derjenigen zuwendet, die in den Kämpfen des männlichen Lebens das weibliche Liebeswerk fortführen soll, welches die Mutter in der stillen Entwicklung der Kindheit begonnen, dieses Werk der mildernden, tröstenden, sänftigenden und versöhnenden Liebe, ohne welche die männliche Kraft hart und unfruchtbar bleibt, ohne welche dem männlichen Streben die Weihe und Verklärung der Anmuth fehlt?

In diesem Nachdenken hatte sie oft dagesessen gegenüber dieser Begegnung der zwei jungen Herzen, — ob es ihr recht war, ob sie mit Freude oder Sorge Dem zusah, was sich vor ihren Augen entwickelte und worin einzugreifen ihr die Macht fehlte, das wäre schwer zu lesen gewesen in ihrem blassen, stets freundlichen und gleichmäßig ruhigen Gesicht, jedenfalls war ihr Herz tief bewegt beim Anblick dieser Liebesblüte, die da an dem Schmerzenslager ihres Sohnes sich erschloß, und

als eines Tages der Kranke beide Arme ausstreckte, ihre Hand zugleich mit der Helenens ergriff und seine Blicke so liebevoll, so innig bittend von der Geliebten zur Mutter hinübergleiten ließ, da hatte sie stumm die Arme um Helene geschlungen und einen sanften Kuß auf ihre Stirn gedrückt, dann war ihre Tochter gekommen und hatte Helene zärtlich an ihr Herz geschlossen — und der Kranke hatte mit glückseligem Lächeln und verklärtem Blick, die blassen Hände über der Decke des Bettes gefaltet, dem zugesehen.

So hatte sich im stillen Krankenzimmer ein reiches, ereignißvolles Leben vollzogen, ein Herzensbund war geschlossen, so rein, so zart, so duftig und so heilig, wie er sich kaum hätte gestalten können im rauschenden Leben, — es war kein Wort weiter über alles Das gewechselt, — aber Alle verstanden sich, — Alle wußten und fühlten, daß, was hier erwachsen war, an den Grenzmarken, welche das Leben von dem Tode scheiden, in der Stille der Einsamkeit, — daß das stark und mächtig hineinwachsen würde in das künftige Leben. So hatte Gott, während er in furchtbaren Wettern herniederstieg in die Weltgeschichte und in gewaltigem Ringen die Völker Deutschlands hinüberführte zu neuen Ordnungen — hier mit leiser und zarter Hand eingegriffen in das innere Leben der Menschenherzen, und was diese Herzen

hier erlebt in schweigender innerlicher Empfindung, das blieb in ihnen für das künftige Leben eben so tief in unauslöschlichen Zügen eingeschrieben, als die Riesenschrift, mit welcher das ewige Urtheil Gottes in die Tafeln der Geschichte gegraben war. —

Fritz Deyke, mit seinen klaren, treuen und scharfen Augen, hatte nicht minder gesehen und verstanden, was da vorgegangen war am Krankenbett seines Lieutenants, — auch er hatte kein Wort darüber gesprochen, aber wohl hatte er sein Verständniß und seine volle Zufriedenheit ausgedrückt durch die ehrerbietige Aufmerksamkeit, die herzliche Theilnahme, mit welcher er die Tochter des Pfarrers umgab, und wenn er das junge Mädchen am Bette des Kranken sitzen sah, dann blickte er mit lächelndem Gesicht von dem Einen zum Andern und nickte freundlich und wie einem innern Gedanken zustimmend vor sich hin.

Seit die Damen angekommen waren, kam er nur ab und zu in das Krankenzimmer, Alles herbeibringend, was zur Pflege nöthig war, und nur Nachts ließ er es sich nicht nehmen, die letzten und schwersten Stunden der Wache zu thun, mit gutmüthiger Derbheit die Damen aus dem Zimmer des Verwundeten entfernend.

Aber unermüdlich eifrig war er gewesen, der hübschen Margarethe in allen ihren Besorgungen zu helfen,

um das stille, einförmige Leben der Gäste des Hauses so angenehm als möglich zu gestalten und ihnen jede mögliche Behaglichkeit zu schaffen; dann hatte er sich dem alten Lohmeier fast unentbehrlich gemacht im Hofe, im Stall und im Garten, — überall mit geschickter Hand zugreifend und dem Alten manche Mühe erleichternd, manche Besorgung ganz abnehmend. Und am Abend saß er vor der Thüre mit dem Alten und seiner Tochter; zufrieden hörte der Vater, still lächelnd die Tochter zu, wenn der kräftige Sohn des Wendlandes, der den Soldatenrock längst wieder ausgezogen, von seiner Heimat erzählte; wohlgefällig nickte der Alte, wenn aus allen diesen Erzählungen immer klar hervorging, was der alte Deyke für ein wohlhabender Mann sein müsse und ein wie reicher Besitz einst seinem einzigen Sohn und Erben zufallen werde.

Der Kandidat kam täglich mehrmals zu den Damen, half in leiser und ruhiger Weise, so gut er konnte, bei der Pflege des Kranken und sprach der alten Dame in wohlgesetzten frommen Worten Trost zu. Er ging in allen Häusern aus und ein, wo Kranke und Verwundete lagen, brachte ihnen geistlichen Zuspruch und war unermüdlich thätig in der Einrichtung und Verwaltung der Lazarethe, so daß er sich bei den Bewohnern von Langensalza und bei allen Angehörigen der

Verwundeten die allgemeine Sympathie und Anerkennung erwarb. Frau von Wendenstein war seines Lobes voll und zeigte dem jungen Geistlichen bei jeder Gelegenheit ihre achtungsvolle Dankbarkeit.

Helene hielt sich von ihrem Vetter in einer gewissen Entfernung und er suchte sich auch seinerseits ihr nicht weiter zu nähern, als es der tägliche Verkehr bedingte. Wohl ruhten seine Blicke oft mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf ihr, wohl zuckte zuweilen ein feindlicher, böser Strahl aus seinem scharfen Auge, wenn er das junge Mädchen am Bette des Verwundeten sitzen sah, wenn ihre ganze Seele in ihrem Blick lag und das Gefühl ihres Herzens warm aus ihren Zügen sprach, — aber kein Wort, keine Andeutung verrieth, daß er bemerkte, was hier in der Stille und Einsamkeit sich entwickelt hatte.

An einem späten Nachmittage der letzten Julitage saß Frau von Wendenstein mit ihrer Tochter in ihrem Zimmer, dessen Fenster weit geöffnet waren, um die kühlere Luft des herabsinkenden Abends hineinströmen zu lassen. Die Thüre zum Zimmer des Kranken war geöffnet, Helene saß an seinem Bette, mit sorgender Aufmerksamkeit den ruhigen Schlummer bewachend, in dem er dalag, den lächelnden Ausdruck stillen Glückes auf den bleichen Zügen.

Bei den Damen in ihrem Zimmer saß der Kandidat in seinem gleichmäßig unveränderten schwarzen Anzug, die weiße Kravatte in blendender Reinheit sorgfältig um den Hals geschlungen, die Haare glatt gescheitelt an den Schläfen anliegend.

Er sprach mit leiser Stimme und erzählte Frau von Wendenstein von den andern Verwundeten, die er heute besucht.

„Es ist ein schöner Beruf, den Sie gewählt haben," sagte die alte Dame mit einem freundlichen Blick auf den jungen Geistlichen, — „in solchen Zeiten besonders muß es eine herrliche Befriedigung geben, den Leidenden den Trost des göttlichen Wortes zu bringen und unter den Leiden des Körpers die Seele aufzurichten und zu erquicken."

„Gerade in solchen Zeiten aber," sagte der Kandidat in demüthigem Ton und die Augen zu Boden schlagend, „fühlt man doppelt, welch' ein unwürdiges Werkzeug man ist in der Hand der Vorsehung — wenn ich zu den Leidenden spreche, welche schon der Ewigkeit die Hand reichen und schon den Glanz der jenseitigen Welt erblicken, — dann frage ich mich oft, ob ich es werth bin, zu ihnen im Namen des Herrn zu reden, und möchte fast verzagen vor dem Gewicht meines Berufs. — Aber," fuhr er fort, leicht die Hände in

einander faltend, — „auch dem unwürdigen Werkzeug gibt die ewige Kraft des göttlichen Wortes die Macht, Großes zu wirken, — und mit hoher Freude kann ich sagen, daß ich manches Herz, das im Leben leichtfertig der Welt angehörte, an den Pforten der Ewigkeit dem Glauben geöffnet, dem Heil zugeführt habe."

„Wie viele Familien werden Ihnen dankbar sein!" sagte Frau von Wendenstein mit warmem Ton, ihm die Hand reichend.

„Nicht mir soll man danken, sondern Dem, der in mir mächtig ist," antwortete der Kandidat, das Haupt neigend mit leiser Stimme.

Und zugleich warf er von unten herauf einen raschen, stechenden Blick nach dem Krankenzimmer, aus welchem ein leichtes Geräusch vernehmbar war.

Leise war der alte Arzt dort eingetreten, hatte sich vorsichtig schreitend dem Bette genähert und beobachtete lange ruhig den schlafenden Kranken, dann beugte er sich über ihn, entfernte mit leichter Hand das Hemd und die Kompresse von der Wunde und beobachtete dieselbe aufmerksam.

Nach wenigen Augenblicken trat er in das Nebenzimmer zu den Damen.

Mit ängstlicher Spannung richtete Frau von Wen-

denstein ihren Blick auf ihn, — Helene war ihm gefolgt und blieb in der Thür stehen.

„Es geht Alles vortrefflich,“ sagte der Arzt, freundlich zum Gruße das Haupt neigend, „und wenn ich auch noch nicht sagen kann, daß alle Gefahr beseitigt, so darf ich doch versichern, daß die Hoffnung auf einen vollständig glücklichen Ausgang mit jedem Tage größer wird.“

Frau von Wendenstein dankte mit gerührtem Blick für die gute Botschaft. Helenens Augen leuchteten in feuchtem Schimmer.

„Es ist nur noch einige Zeit der unbedingtesten Ruhe nöthig, jeder Reiz des schwer erschütterten Nervensystems kann zu hitzigem oder typhösem Fieber führen, das den schwachen Organismus zerstören würde. Die innern tiefen Theile der Wunde sind mit geronnenem Blut gefüllt, das langsam absorbirt und entfernt werden muß, jedes plötzliche Losreißen desselben durch irgend eine Erschütterung könnte tödtlich werden, — also, ich wiederhole, unerläßliche und erste Bedingung der Genesung ist die absoluteste Ruhe, — damit die Natur in ihrer eigenen jugendlichen Kraft sich selbst helfen kann. — Außerdem nichts weiter als leichte Kompressen auf die Wunde, die kühlende Arznei und Erhaltung der Kräfte durch die leichtesten stärkenden Nahrungsmittel.

— Nun aber, meine Damen, muß ich auch über Sie meine ärztliche Autorität ausüben," fuhr er fort, — „Sie sind so lange nicht an die Luft gekommen, es ist heute eine leichte Abkühlung draußen eingetreten, — Sie müssen in's Freie!"

Frau von Wendenstein blickte ihn zögernd an.

„Es ist ja für den Kranken nothwendig," sagte der Doktor, „daß Sie Ihre Kräfte behalten, — was sollte aus ihm werden, wenn Sie auch krank würden! — ich muß wirklich auf einen ernstlichen Spaziergang dringen. Fritz kann ja so lange den Kranken behüten, der übrigens jetzt nichts bedarf, als Schlaf!"

„O, ich will hier bleiben," rief Helene lebhaft, — doch schnell sich besinnend schwieg sie und blickte erröthend zur Erde.

„Ich bitte Sie, meine gnädige Frau," sagte der Kandidat, „ruhig und unbesorgt die Vorschrift des Herrn Doktors zu befolgen, — ich werde bei dem Kranken bleiben — ich habe hier gelernt, was am Krankenbette zu thun ist, gehen Sie, Sie Alle bedürfen der Erholung!"

„Dann schnell vorwärts!" rief der Doktor, — „ich werde Sie selbst hinausführen zu einem schönen schattigen Weg — und Sie werden sehen, wie wohl Ihnen dieß wunderkräftige Arzneimittel thut, das in der großen

Apotheke der Natur für Jedermann bereitet wird: die frische Luft.“

Frau von Wendenstein nahm ihren Hut und ihre Mantille, die jungen Mädchen folgten ihrem Beispiel. Helene warf einen langen Blick voll Sorge und Unruhe auf den Kranken, dann folgte sie zögernd den beiden anderen Damen und dem Arzte, welche das Zimmer verlassen hatten.

Der Kandidat hatte sie mit gesenkten Augen und einem milden Lächeln bis zur Thür begleitet.

Dann kehrte er zurück, trat in das Krankenzimmer und setzte sich in den am Bette stehenden Lehnstuhl.

Von seinem bleichen Gesicht verschwand das milde Lächeln, der wohlgeordnete Zug geistlicher Ruhe und gesammelter Würde. Sein halb geschlossenes und gesenktes Auge öffnete sich mehr und richtete sich mit einem stechenden Blick voll feindlichen Hasses auf den Kranken und seine dünnen Lippen preßten sich fest aufeinander.

Es war ein wunderbarer Kontrast zwischen dem verwundeten Offiziere, der da auf dem Lager hingestreckt lag in leisem Schlummer, dessen Gesicht mit den geschlossenen Augen das Bild süßer und reiner Träume wiederstrahlte, auf dessen Stirn ein Abglanz des Himmels, eine verklärte Spur des göttlichen Odems lag, —

und dem Mann, der in der Tracht des Geistlichen da vor ihm saß und dessen Angesicht vom häßlichsten Ausdruck irdisch niedriger Leidenschaft, dämonisch finstern Hasses erfüllt war.

Der Verwundete warf einigemal leicht den Kopf hin und her, als fühlte er die Last der unabläßig auf ihm ruhenden Blicke des Kandidaten, dann öffnete er mit einem tiefen Seufzer die Augen und richtete sie mit freudigem Ausdruck auf den Platz, wo er das geliebte Bild verkörpert zu erblicken hoffte, das seine Träume erfüllt hatte. Mit großen, erstaunten, fast erschrockenen Blicken sah er an dieser Stelle den Geistlichen, dessen Gesicht bei dem Erwachen des Kranken urplötzlich wieder den gleichmäßig ruhigen Ausdruck annahm, während seine Augen sich senkten, um den feindlichen Strahl des Hasses zu verdecken, den die starke Willenskraft nicht sogleich verschwinden zu lassen im Stande war.

„Bedürfen Sie etwas, Herr von Wendenstein?“ fragte der Kandidat mit leiser, sanfter Stimme, — „die Damen sind in's Freie gegangen und haben mich hier zurückgelassen, um für Sie zu sorgen.“

Der Kranke deutete mit dem leicht erhobenen Finger nach einem kleinen neben dem Bette stehenden Tischchen, auf welchem sich eine Krystallflasche mit frischem Wasser und ein kleines Arzneifläschchen mit rother Flüssigkeit befand.

Der Kandidat goß einige Tropfen dieser Arznei in ein Glas Wasser und flößte das Getränk dem Kranken, welcher mit einiger Mühe den Kopf etwas erhob, vorsichtig ein.

Die Augen des Verwundeten sagten so deutlich als Worte: „Ich danke."

Der Kandidat setzte das Glas wieder auf den Tisch, faltete leicht die Hände übereinander und sprach, indem er die Augen niederschlug:

„Haben Sie, Herr von Wendenstein, wenn Ihr Körper nach irdischer Erquickung verlangt, auch wohl daran gedacht, daß Ihrer Seele eine geistliche Arznei noth thut, um sie zu erquicken und zu stärken an den Grenzen des Lebens, damit sie wohl vorbereitet und gerüstet sei, wenn es der Vorsehung gefallen sollte, sie abzurufen, um vor den Richter zu treten und strenge Rechenschaft zu geben?"

Die Augen des Verwundeten, welche sich nach dem wohlthuenden kühlen Trank halb wieder geschlossen hatten in schlummernder Müdigkeit, öffneten sich groß und weit und starrten den Kandidaten erstaunt und erschrocken an. Er war es gewohnt, daß man mit Blicken, mit Zeichen, mit leise geflüsterten einzelnen Worten zu ihm sprach, so daß seine müden Nerven zusammenzuckten, als er die ungewohnte Rede vernahm. Auch hatte die zarte,

liebevolle Pflege, welche seine Krankheit hütete und die Keime der Genesung mit sorgsamer Hand bewachte, ihn so sehr umgeben mit den Bildern der Hoffnung, der Zuversicht auf ein neues, blühendes Leben der Zukunft, daß die so plötzlich und scharf an ihn herantretende Mahnung an den Tod, der seine Hand noch drohend über ihm hielt, ihn berührte wie der eiskalte Hauch eines geöffneten Grabgewölbes, in das man aus sonniger, blumenduftender Tageshelle eintritt. Ein leichter Schauer zuckte durch seinen Körper und er schüttelte in schwacher Bewegung den Kopf, wie um die plötzlich vor ihm heraufsteigenden finstern Bilder von sich zu weisen.

„Haben Sie daran gedacht," fuhr der Kandidat mit allmälig erhöhter, scharfer, einschneidender Stimme fort, „wie Sie jene schwarze, furchtbare Stunde überwinden wollen, welche Ihnen vielleicht nahe bevorsteht, jene Stunde, in welcher die Seele unter krampfhaften Schauern sich losreißt vom erkaltenden Körper, — in welcher das Herz fahren lassen muß alle irdischen Freuden, alle irdische Hoffnung, um sie niederzulegen in die dunkle Tiefe des Grabes, in der der staubgeborene Leib wieder zum Staube werden muß, aus welchem er geformt ist?"

Der Verwundete öffnete weiter und größer seine Augen, ein fieberhafter Glanz glühte in ihnen auf und

es lag eine flehende Bitte in dem Blick, mit welchem er den Kandidaten ansah.

Dieser schlug seine Augen auf und mit jenem elektrisch zitternden, fascinirenden Blick, mit welchem die Klapperschlange ihr Opfer versteinert, sah er den jungen Offizier starr an.

„Haben Sie,“ fuhr der Kandidat fort, und seine scharfe Stimme drang eben so tief und schneidend in die Seele des Kranken, wie sein Blick in dessen immer entsetzter starrende Augen, — „haben Sie daran gedacht, daß Sie dann unter den Posaunentönen der Ewigkeit vor den Thron des eifrigen und strengen Richters treten müssen und Rechenschaft ablegen von Ihrem Leben hienieden, Ihrem Leben, dessen letzte Handlung der Mord und das Vergießen des Blutes Ihrer Brüder gewesen, in einem Kampfe, den das irdische Gesetz rechtfertigt, der aber vielleicht vor dem Urtheil der ewigen Gerechtigkeit als ein Frevel erscheint?“

Ein leichtes Zittern flog über die Züge des Verwundeten, immer fieberhafter wurde der Glanz seiner Blicke und seine Augenlider senkten und hoben sich in schneller, unwillkürlicher Bewegung.

„Der Himmel hat Ihnen große Gnade gegeben,“ sprach der Kandidat weiter, „indem er Ihnen die Zeit läßt, auf Ihrem Krankenlager sich vorzubereiten für den

Uebergang in die Ewigkeit, während so Viele plötzlich abgerufen werden in der Mitte der irdischen Unruhe. Haben Sie diese Zeit benutzt, haben Sie sich der Gnade würdig bewiesen? Haben Sie Ihren Sinn und Ihre Gedanken abgewendet vom Irdischen und hinaufgerichtet zur Ewigkeit? Haben nicht irdische Wünsche und Hoffnungen auch hier noch Ihr Herz bewegt? Geben Sie sich Rechenschaft über Ihr Leben und lassen Sie die Gnadenfrist nicht unbenützt!"

Allmälig hatte sich der Kandidat mehr und mehr vornüber gebeugt und aus fast unmittelbarer Nähe hefteten sich seine stechenden Blicke auf die Augen des Lieutenants, in denen die gewaltige Erschütterung der Nerven immer deutlicher sichtlich hervortrat. Die blassen Hände des Verwundeten zitterten bis in die Fingerspitzen, er erhob sie wie zu einer abwehrenden Bewegung und deutete dann auf den Tisch, indem er mit einem schwachen, mühsamen Athemzug sagte: „Wasser!"

Der Kandidat näherte seine in grünem Feuer sprühenden Augen noch mehr dem zuckenden Antlitz des Verwundeten, streckte die rechte Hand über dessen Haupt aus, während er die Fingerspitzen der linken ihm gegen das Herz erhob, und sprach mit gedämpfter Stimme, die wie ein fühlbarer Hauch aus seinen Lippen hervordrang:

„Denken Sie an die ewige Erquickung, denken Sie

daran, sich würdig zu machen des Borns der Gnade, der allein die verzehrenden Flammen der ewigen Verdammniß kühlen kann, welche Ihrer wartet, wenn Sie die Gnadenfrist nicht benützen, um die irdischen Gedanken aus Ihrem Herzen zu reißen! Kurz vielleicht ist die Zeit, welche Ihnen noch zugemessen ist, und wenn Ihre Seele sich anklammert an das Vergängliche, so werden Sie dem Abgrund verfallen, der sich schon vor Ihnen öffnet!"

Ein leichter rother Schaum trat auf die Lippen des Kranken, seine Augen öffneten sich weit und brachen in einem zuckend umherirrenden Blick. Seine Finger streckten sich starr aus und der ganze Körper dehnte sich in konvulsivischer Bewegung.

Jetzt beugte sich der Geistliche fast ganz über den Kranken und unmittelbar in dessen Ohr drang seine heiser und rauh klingende Stimme:

„Der Abgrund öffnet sich — die Flammen des ewigen Pfuhls züngeln empor, herauf steigt der Weheruf der hoffnungslosen Qual, der Jammer der Verdammten, welcher das Ohr der Gnade nicht mehr erreicht; das Licht des Himmels erlischt, und hinabgerissen versinkt die Seele in die furchtbaren Schrecken, welche kein lebender Geist denken, kein lebendes Herz fühlen kann, — tiefer — tiefer — immer tiefer —"

Ein rasches, plötzliches Zucken durchflog den Körper des Verwundeten, ein röchelndes Aechzen drang aus seiner hochaufsteigenden Brust, seine Lippen öffneten sich, ein Strom schwarzen dicken Blutes quoll aus seinem Munde, Todtenblässe überzog sein Antlitz.

Der Kandidat schwieg — langsam erhob er sich, die Augen fest auf dieß im Todeskampfe zitternde Gesicht gerichtet, langsam zog er die Hände zurück und mit kaltem, eisigem Lächeln stand er da — ruhig und unbeweglich.

Leise öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers, man hörte einen vorsichtigen, gedämpften Schritt.

Der Kandidat zuckte zusammen. Mit gewaltiger Anstrengung zwang er seine Züge zu dem gewohnten Ausdruck ruhiger, frommer Würde, faltete die Hände vor der Brust und wendete den Kopf zur Thüre.

Fritz Deyke erschien in derselben, leise den Kopf vorstreckend.

„Ah, Sie sind da, Herr Kandidat?“ sagte er in flüsterndem Tone, „ich war im Stalle beschäftigt und hörte, die Damen seien ausgegangen, da wollte ich sehen, ob mein Lieutenant — Herr Gott im Himmel!“ rief er plötzlich mit lautem Aufschrei an das Bett heranstürzend — „was ist hier vorgegangen — mein Lieutenant stirbt!“

Er ergriff die starre Hand des Kranken und beugte sich über den scheinbar leblosen Körper.

„Ich fürchte das Schlimmste!“ sagte der Kandidat ruhig mit milder Stimme voll trauriger Theilnahme, „ein plötzlicher Krampf hat den armen jungen Mann ergriffen und ein Blutsturz scheint unseren Hoffnungen ein Ende gemacht zu haben. Es kam schnell und augenblicklich, während ich ihn aufrichten wollte durch freundlichen Zuspruch und geistlichen Trost!“

„Mein Gott, mein Gott!“ rief Fritz Deyke, „das ist ja entsetzlich, die arme Frau Mutter — Fräulein Helene —“

Und schnell zur Thür eilend riß er dieselbe auf und rief mit lauter Stimme und dem Ausdruck der Angst und Verzweiflung:

„Margarethe, Margarethe!“

Das junge Mädchen eilte auf diesen Ruf schnell die Treppe herauf, der Ton der Stimme, mit welchem Fritz ihren Namen gerufen, hatte den Ausdruck tiefen Schreckens auf ihrem Gesichte erscheinen lassen und mit ängstlichen Blicken erschien sie an der Thür des Krankenzimmers.

„Mein Lieutenant stirbt, um Gotteswillen suchen Sie schnell den Doktor!“ rief Fritz Deyke ihr entgegen.

Margarethe warf einen flüchtigen Blick auf das

Bett des Kranken, sah dessen bleiches Gesicht, das aus dem Munde hervorquellende Blut, und mit leichtem Aufschrei die Hände zusammenschlagend eilte sie die Treppe hinab.

Fritz Deyke kniete vor dem Bett und entfernte mit einem Tuche das Blut vom Munde des Kranken, indem er einmal über das andere rief: „Mein Gott, mein Gott, was wird die Frau Mutter sagen!"

Der Kandidat war in das Nebenzimmer gegangen und hatte seinen Hut ergriffen, dann in plötzlichem Entschluß stehen bleibend, hatte er einen Augenblick nachsinnend angehalten und hatte sich dann auf einen Sessel niedergesetzt, von wo aus er in das Krankenzimmer blicken konnte.

Margarethe war hinausgeeilt; sie kannte den Weg, den der Arzt mit den Damen eingeschlagen hatte, und eilte ihnen nach. Schon an den ersten Häusern der Stadt sah sie den Doktor, welcher die Damen bis zu einer schattigen Allee geführt hatte und sich von ihnen verabschieden wollte, um zu den Geschäften seiner Praxis nach der Stadt zurückzukehren.

Athemlos lief das junge Mädchen auf die Gruppe zu. Erstaunt blickte ihr der Arzt entgegen, Helenens Augen richteten sich mit angstvoller Spannung auf sie.

„Um Gotteswillen, Herr Doktor,“ rief Margarethe, mühsam nach Luft ringend, um ihre Worte hervorbringen zu können, „ich glaube, ich fürchte, — der arme Lieutenant —“

„Was ist geschehen?“ rief der Arzt erschrocken.

„Ich glaube, er ist todt!“ stieß Margarethe hervor, — „kommen Sie schnell, schnell!“

Frau von Wendenstein ergriff den Arm des Arztes, wie um eine Stütze zu suchen, dann aber fuhr sie empor und ohne den Arm des Doktors fahren zu lassen, begann sie eilig und schweigend zu gehen, immer schneller, den Arzt mit sich fortreißend, welcher Margarethe nach den näheren Umständen der ihm unbegreiflichen Krisis befragte.

Allen voraus aber eilte Helene in fliegendem Schritt, kaum den Boden berührend. Einen einzigen Schrei hatte sie ausgestoßen, als Margarethe das entsetzliche Wort ihrer Botschaft aussprach, und dann war sie fortgeeilt, unaufhaltsam starren Blicks durch die Straßen, bis zum Hause des alten Lohmeier, die Treppen hinauffliegend, zum Zimmer des Kranken.

Sie hatte vor der Thüre einen Augenblick angehalten, tief aufseufzend und beide Hände vor die Brust pressend.

Dann öffnete sie diese Thür und bleich und stumm

stand sie da, unverwandten Blickes das todtenblasse Gesicht des jungen Mannes betrachtend, vor dem Fritz Deyke kniete, vorsichtig das seinem Munde entquellende Blut mit weißen Tüchern entfernend.

Fritz Deyke erhob den Kopf und wendete sich um. Als er Helene da vor sich stehen sah, ein Bild der starren Verzweiflung, begriff er, daß dieser Schmerz größer und gewaltiger war, als der seinige. Langsam stand er auf und sprach mit tonloser, bebender Stimme:

„Ich glaube, der liebe Gott hat ihn gerufen, kommen Sie, Fräulein Helene, wenn ihn Jemand erwecken kann, sind Sie es!“

Und sanft ihre Hand ergreifend, führte er sie an das Bett.

Sie sank auf die Kniee, ergriff die Hand des Kranken und drückte die Lippen daran, mit warmem Hauch sie überströmend; thränenlos starrte ihr Blick empor zu seinem Antlitz und leise bewegte sich zuweilen ihr Mund in den flüsternden Worten: „O mein Gott, laß mich ihm folgen!“

So blieb die Gruppe in dem Zimmer fast unbeweglich einige Zeit. Helene niedergeworfen am Bett, Fritz Deyke daneben in tiefer Bewegung sie betrachtend und die immer wieder hervorquellenden Thränen mit der Hand trocknend — im Nebenzimmer saß der Kandidat,

den Ausdruck inniger Theilnahme auf den Zügen, die Hände gefaltet und die Lippen bewegend wie zu leisem Gebet.

Dann kam der Arzt und die beiden Damen.

Frau von Wendenstein wollte heraneilen an das Bett des Kranken, aber mit Ernst, fast mit Rauhheit hielt der Doktor sie zurück.

„Hier kann Niemand helfen als ich," sagte er streng und energisch, — „mir gehört der Kranke, — die Damen müssen das Zimmer verlassen — wenn Sie nöthig sind, werde ich rufen."

Fritz Deyke drängte mit sanfter Gewalt Frau von Wendenstein und ihre Tochter in das Nebenzimmer, — Helene erhob sich ruhig und setzte sich auf einen entfernten Stuhl im Krankenzimmer.

Der Arzt trat an das Bett und prüfte sorgfältig das Gesicht des Verwundeten, untersuchte die Wunde und hielt lange die Hand an das Herz, aufmerksam auf die Uhr blickend.

Der Kandidat näherte sich Frau von Wendenstein, welche, das Gesicht mit den Händen bedeckend, auf einen Stuhl gesunken war.

„Fassen Sie sich, meine geehrte gnädige Frau," sagte er mit sanftem Ton, „noch ist ja nicht alle Hoffnung verloren, und wenn es der Wille der Vorsehung

ist, daß das Lebensziel Ihres Sohnes erreicht sei, so müssen Sie an die Vielen, Vielen denken, welche Gleiches und oft Schwereres zu erdulden haben."

Frau von Wendenstein antwortete nur durch ein lautes Schluchzen.

Der alte Arzt trat jetzt zu den Damen. Kaum hatte er das Bett verlassen, so nahm Helene wieder an demselben Platz, abermals die Hand des Verwundeten ergreifend und mit dem Hauch ihres Mundes erwärmend.

„Es ist eine furchtbare Krisis," sagte der Arzt, „deren Grund ich mir nicht erklären kann und welche leider wenig Hoffnung läßt. Man muß sich auf Alles gefaßt machen, — indeß noch schlägt das Herz, und so lange noch ein Funken Leben da ist, darf der Arzt nicht verzagen. Zu thun ist freilich fast nichts — hilft die Natur sich nicht selbst, so ist die Wissenschaft machtlos. — Aber wie," fuhr er fort, indem er sich zu dem Kandidaten wendete, „ist diese erschütternde Krisis gekommen? — Der Kranke war doch in der letzten Zeit vollkommen ruhig —"

„Er war es auch," sagte der Kandidat, „als ich mich an sein Bett setzte, erwachte er aus tiefem Schlummer, ich flößte ihm sein Getränk ein und er schien sich ganz wohl zu befinden, — während ich mit freundlichen Worten seine Seele durch geistlichen Zuspruch zu er-

quicken versuchte, stellten sich konvulsivische Bewegungen und ein Blutsturz ein; Alles kam schnell und plötzlich."

„Ganz recht, ganz recht," sagte der Doktor — „was ich sanft und allmälig sich entwickeln lassen wollte, ist durch eine heftige Nervenkrisis urplötzlich vollzogen, — das in den Gefäßen angesammelte Blut hat sich gelöst. — Es ist kaum möglich, daß dieß geschehen ist, ohne etwas zu zerreißen, dazu die furchtbare Erschütterung der Nerven! — Haben Sie viel mit ihm gesprochen?" unterbrach er sich, den Kandidaten anblickend.

„Ich habe ihm gesagt," erwiederte dieser, die Hände faltend, „was mein Beruf mir befiehlt, den Kranken zu sagen, — ob er es gehört oder verstanden, weiß ich nicht —"

„Verzeihen Sie mir, Herr Kandidat," sagte der Doktor kopfschüttelnd mit brüskem Ton, — „ich gehöre nicht zu den Aerzten, welche der Religion fern stehen, und ich glaube von Herzen, daß alle Hülfe von Gott kommt, — aber hier wäre es wahrlich besser gewesen, den Kranken schlafen zu lassen —"

„Das geistliche Wort mit seiner wunderbaren Kraft ist überall an seinem Platz," — erwiederte der Kandidat kalt in überlegenem Ton, indem er die Augen in frommem Aufschlag nach Oben richtete.

„Mein Gott, mein Gott," rief Helene im Neben=

zimmer mit lauter, halb erschrockener, halb jubelnder Stimme, „er lebt, — er erwacht!“

Alle eilten in das Krankenzimmer, der Arzt trat an das Kopfende des Bettes, während Helene knieend die Hand des Verwundeten an die Lippen drückte.

Der Lieutenant von Wendenstein hatte die Augen weit geöffnet, sein verwunderter Blick ging von Einem zum Andern und umfaßte mit dem Ausdruck des Erstaunens alle diese tief bewegten Gesichter.

„Was ist mir widerfahren?“ fragte er mit leiser, aber völlig klarer Stimme, indem noch eine leichte Blutwelle aus seinen Lippen quoll, — „ich habe einen sehr schweren, bösen Traum gehabt, — ich dachte zu sterben!“

Und er schloß die Augen wieder.

Der Arzt hob die Kissen empor, welche das Haupt des Kranken stützten, nahm sanft seine Hand aus der Helenens und verfolgte aufmerksam den Pulsschlag.

„Ein Glas Wein!“ rief er.

Fritz Deyke eilte hinaus und kehrte nach einigen Augenblicken mit einem Glase dunkelrothen alten Weins zurück.

Der Arzt näherte dasselbe den Lippen des Verwundeten. In durstigem, gierigem Zuge sog dieser die Flüssigkeit bis auf den letzten Tropfen ein.

In zitternder Spannung warteten Alle, Helenens Gesicht war marmorblaß, ihre Seele lag in ihren Augen.

Nach kurzer Zeit überzog sich das Gesicht des Kranken mit leichter Röthe, ein tiefer, langer Athemzug hob seine Brust und von Neuem schlug er die Augen auf.

Sein Blick fiel auf Helene und ein Lächeln flog über sein Gesicht.

„Athmen Sie tief auf!" sagte der Doktor.

Der Kranke that einen langen Athemzug.

„Haben Sie einen Schmerz dabei?"

Der junge Mann schüttelte langsam den Kopf, immer den Blick auf Helene gerichtet.

Der Doktor prüfte nochmals den Puls, legte die Hand an die Stirn des Kranken und horchte aufmerksam auf seine Athemzüge.

Dann trat er zu Frau von Wendenstein und sagte mit freundlichem Lächeln ihr die Hand reichend: „Die Natur hat die gewaltsame Krisis überstanden, — jetzt ist nur noch Ruhe und Stärkung nöthig, — danken Sie Gott — Ihr Sohn ist gerettet!"

Die alte Dame ging auf das Bett zu, drückte einen innigen, langen Kuß auf die Stirn des Kranken und sah ihm lange in die Augen.

Dann verließ sie das Zimmer, sank auf den Sopha im Nebengemach und die furchtbare Erregung, die lange,

anstrengende Anspannung aller Kräfte ihrer Seele löste sich in einen Strom wohlthätiger Thränen.

Helene aber blieb am Bett sitzen, immer die Hand des Geliebten in der ihren haltend, immer ihre Blicke in die seinigen versenkend, ruhig, unbeweglich, den Glanz stillen Glückes auf dem bleichen Gesicht.

Der Kandidat stand noch immer da mit gefalteten Händen; ein unveränderliches mildes Lächeln auf seinen Lippen festhaltend, betrachtete er starren und unverwandten Blickes die Szene am Bett des Verwundeten.

Der Doktor hatte schweigend und nachdenklich ein Rezept geschrieben. Jetzt trat er mit dem Papierstreifen in der Hand zu den Uebrigen.

„Hievon muß der Kranke jede Stunde einen starken Löffel voll nehmen,“ sagte er. „Hoffentlich wird er die Nacht ruhig schlafen, — morgen oder übermorgen werden wir mit kräftiger Ernährung beginnen und wenn Gott weiter hilft, wird bald Alles glücklich vorüber sein!“

Er wendete sich zum Kandidaten Behrmann.

„Verzeihen Sie mir,“ sprach er ernst, „meine raschen Worte von vorhin! Sie hatten Recht, von der Wunderkraft des göttlichen Wortes zu sprechen, — denn hier hat Gott ein Wunder gethan, — unter hundert Fällen

kaum einmal hätte eine solche Krisis glücklich verlaufen können. — Ich beuge mich vor diesem Wunder und blicke mit Ihnen voll Ehrfurcht und Dank empor zu dem Lichtquell, welcher die Wissenschaft und den Glauben als verschiedene Strahlen desselben ewigen Mittelpunktes zu uns herniedersendet."

Er hatte bewegt und warm gesprochen und reichte dem Kandidaten die Hand.

Es war ein unbeschreiblicher Ausdruck, der in dessen Gesicht sich zeigte.

Er schlug die Augen nieder, neigte tief den Kopf und schwieg.

Dann erinnerte er sich, daß noch mehrere Kranke seines Besuches harrten, und empfahl sich mit einigen Worten freundlicher Theilnahme an Frau von Wendenstein. Auch zu Helene trat er heran und reichte ihr die Hand.

Warum zog sie dieselbe so schnell in schreckhafter Bewegung wieder zurück? Warum strömte eine eisige Kälte von den Fingerspitzen bis zu ihrem Herzen?

Sah sie den Blick, der unwillkürlich, flüchtig wie ein Wetterleuchten aus seinem Auge den Verwundeten traf, oder war es jener geheimnißvolle Instinkt, der sich zuweilen auch in der menschlichen Natur regt und in unerklärlichen Sympathieen und Antipathieen oft richti=

ger, wahrer spricht, als die längste Erfahrung, die tiefste Menschenkenntniß und die verständigste Ueberlegung?

Der Arzt und der Kandidat entfernten sich — still blieben die Damen bei dem Verwundeten, der bald in ruhigen Schlaf verfiel.

Fritz Deyke aber, auf dessen stärker organisirtes Nervensystem die Aufregungen der letzten Stunden weniger nachhaltig wirkten, gab sich ganz der Freude über die neue gewisse Hoffnung hin. Er eilte, nachdem er das Medikament für seinen Lieutenant hatte machen lassen, in den kleinen Garten, wo Margarethe beschäftigt war, die Blumen zu begießen, welche nach der drückenden Hitze des Tages matt ihre Häupter hängen ließen.

Sie sprachen wenig dabei, — er eilte ab und zu, die Gießkanne mit Wasser füllend, und dann zog er kleine Rinnen in die Erde um die Wurzeln der Gewächse, damit das Wasser besser eindringe, und freute sich, wie Margarethe geschickt und anmuthig die Pflanzen begoß, wie sie leicht und gewandt die gesunkenen Blüten aufrichtete und an die Stöcke band und wie ihr Auge dann zuweilen freundlich auf ihm ruhte, — wie sie leicht erröthete, wenn er es bemerkte.

Dann setzte er sich mit dem alten Lohmeier und seiner Tochter zu dem einfachen, kräftigen Abendessen

und freute sich wieder, wie Margarethe so flink und aufmerksam in der Häuslichkeit waltete und so freundliche, ruhige Behaglichkeit um sich zu verbreiten wußte.

Und im Stillen dachte er sich, wie schön sie aussehen müßte im alten, reichen Bauernhause zu Blechow und was der alte Deyke für eine Freude haben müßte über eine solche Hausfrau und Schwiegertochter. Was Margarethe dachte, das war ihr Geheimniß; aber unendlich glücklich sah sie aus, wenn sie den Vater und den Gast bediente und alle jene kleinen Pflichten der aufmerksamen Hausfrau erfüllte mit der Sicherheit der erfahrenen Wirthin und mit der frischen Anmuth der blühenden Jugend.

So herrschte stille Freude und hoffnungsvolles Glück überall in dem stattlichen Bürgerhause zu Langensalza.

Der Kandidat Behrmann aber besuchte noch viele Kranke und Verwundete, unermüdlich in wohlgesetzter und eindrucksvoller Rede Trost zusprechend und allen Dank mit demüthiger Bescheidenheit ablehnend; in den Lazarethen rathend und ordnend, — und von allen Lippen ertönte das Lob des frommen, beredten und anspruchslos einfachen jungen Geistlichen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Gräfin Frankenstein saß in dem Empfangssalon ihres Hauses in der Herrengasse zu Wien; Nichts hatte sich in diesem Salon verändert, die großen erschütternden Ereignisse, welche draußen in mächtigen Stürmen vorübergebraust waren und die tiefsten Wurzeln der habsburgischen Macht erschüttert hatten, hätte man nicht geahnt, wenn man allein in diesem Raum gewesen wäre, der den Stempel aristokratischer Unveränderlichkeit und vornehmer Ruhe trug. Aber da waren nicht nur jene alten Möbel, auf welchen bereits jene vergangenen Generationen gesessen hatten, die jetzt dort aus den mattglänzenden Rahmen von Goldbronze heruntersahen auf das Treiben ihrer Enkel und Urenkel, nicht nur jene hohen, weiten Kamine, deren Flammen sich in den jugendlich funkelnden Augen der jetzt längst dahin geschiedenen Großmütter gespiegelt hatten, nicht nur jene Uhren mit Schäfergruppen, welche schon so manchem Sprossen des Hauses die Geburts- und die Sterbestunde,

die Stunden des Glückes und des Kummers in gleicher Ruhe Sekunde an Sekunde reihend geschlagen hatten, — zwischen allen diesen leblosen und doch so erinnerungsreichen Gegenständen, welche in souveräner Ruhe auf die vergänglichen Leiden und Freuden der Generationen herabzusehen gewohnt waren, saßen die Menschen von heute, tief bewegt und erschüttert von dem entsetzlichen und unerwarteten Schlage, mit welchem das Geschick das Haus Habsburg und Oesterreich getroffen hatte.

Die alte Gräfin Frankenstein, in ernster und vornehmer Würde wie immer, aber mit schmerzlichem Ausdruck in dem stolzen, ruhigen Gesicht, saß in dem weiten Sopha, — neben ihr in dunklem Anzug die Gräfin Clam-Gallas, die thränenden Augen oft mit dem feinen Spitzentuch bedeckend. Den Damen gegenüber saß der General von Reischach; in frischer Gesundheit glänzte sein Gesicht wie sonst, scharf und lebendig blickten die dunklen Augen unter dem kurz geschnittenen, dichten weißen Haar hervor, aber über dem Ausdruck unzerstörbarer jovialer Heiterkeit, welcher ihm eigenthümlich war, lag ein Schleier wehmüthigen Schmerzes. In einen Fauteuil zurückgelehnt, saß Comtesse Klara neben ihrer Mutter, — auch auf ihrem schönen jugendlichen Gesicht lag ein Hauch ernster Trauer, war sie doch eine echte Tochter jener stolzen Aristokratie Oesterreichs — empfand

sie doch tief und brennend die Demüthigung, welche auf dem Schlachtfelde von Königgrätz den alten Fahnen des Kaiserstaats zugefügt war, — aber diese Trauer lag nur wie ein leichter Schleier über dem Ausdruck des Glückes und der Freude, welche das träumerisch blickende Auge erfüllten. War doch der Lieutenant von Stielow, trotz schwerer Gefahren, die ihn bei Trautenau und Königgrätz umringt hatten, unverwundet geblieben, — war doch jetzt der Krieg so gut wie zu Ende und neue Gefahren nicht mehr für ihn zu besorgen — und — sollte doch gleich nach Beendigung des Krieges an die Vorbereitungen zur Hochzeit gedacht werden!

Die junge Gräfin saß da, in sinnender Träumerei der anmuthigen Bilderreihe folgend, in welcher sich die Zukunft vor ihr aufrollte — und hörte wenig von dem Gespräch, das neben ihr geführt wurde.

„Dieß Unglück ist die Folge der unglaublichen Rücksicht, welche man auf das Geschrei von unten her genommen hat," rief die Gräfin Clam mit vor Schmerz und Zorn bebender Stimme, — „da ist diesem Benedek das Oberkommando gegeben, bloß weil er ein Mann des Volkes war! — da wurden alle adeligen Offiziere gekränkt, beleidigt, zurückgesetzt — nun sieht man, wohin das geführt hat! — Ich habe gewiß nichts gegen das Recht des Verdienstes und des Talents," fuhr sie

fort, — „die Geschichte lehrt ja, daß große Feldherren aus dem gemeinen Soldatenstand hervorgegangen sind, aber man soll nicht Leute hervorziehen, die keine Talente und kein anderes Verdienst als Tapferkeit haben, bloß weil sie nicht vornehmer Geburt sind! Und nun soll noch die Aristokratie für das Unglück verantwortlich gemacht werden, — die Behandlung des Grafen Clam ist eine unerhörte Schmach für den ganzen österreichischen Adel!“

„So müssen Sie die Sache nicht ansehen, Gräfin,“ sagte Herr von Reischach, „ich glaube, umgekehrt wird das Verfahren gegen Graf Clam alle bösen Mäuler stopfen, denn es gibt keine bessere Gelegenheit, um die wahren Ursachen der Niederlage klar zu stellen. Nachdem einmal die öffentliche Meinung, angeführt durch ein paar Journalisten, den Grafen mit Vorwürfen überhäuft hat, war es ganz richtig von ihm, strenge Untersuchung zu fordern, und Mensdorff mußte beim Kaiser darauf dringen. Warten wir den Erfolg ab, er wird zeigen, daß man dem österreichischen Adel gewiß keinen Vorwurf machen kann!“

„Es ist mir sehr hart,“ rief die Gräfin Clam, „unter dem allgemeinen Unglück noch so besonders persönlich getroffen zu sein!“ Und sie trocknete die hervorbrechenden Thränen mit ihrem Tuch.

„Erzählen Sie uns, Baron Reischach,“ sagte die

Gräfin Frankenstein nach einer kurzen Pause, um dem Gespräch eine ablenkende Wendung zu geben, — „erzählen Sie uns doch vom König von Hannover — Sie sind ja zum Dienst bei ihm kommandirt, — ich habe so große Bewunderung für diesen heldenmüthigen Fürsten, und so tiefe Theilnahme für sein trauriges Schicksal!“

„Es ist wunderbar,“ sagte der General, „mit welcher Fassung und Heiterkeit der König sein Schicksal und die schwere Lage erträgt, in der er sich befindet, — übrigens ist er noch immer voll Hoffnung — ich fürchte, sie wird ihn täuschen!“

„Glauben Sie denn, daß man wagen wird, ihn einfach zu entthronen?“ rief die Gräfin Frankenstein.

„Ich bin leider dessen ganz gewiß,“ sagte Herr von Reischach.

„Leider kann ich auch nach den Mittheilungen Mensdorff's nicht daran zweifeln,“ sagte die Gräfin Clam.

„Und das muß Oesterreich dulden!“ rief die Gräfin Frankenstein — über ihr sonst so ruhiges Gesicht flog eine helle Röthe des Zorns, ihre Augen blitzten vor Erregung.

„Oesterreich duldet Alles und wird noch viel mehr dulden!“ sagte der General achselzuckend, — „ich sehe eine lange Reihe von Unglück heraufziehen, man wird

wieder experimentiren — und jedes neue Experiment wird der Krone ein Juwel und ein Lorbeerblatt kosten. Ich fürchte, man wird in die Bahnen Joseph's II. einlenken —"

„Gott schütze Oesterreich!" sagte die Gräfin Frankenstein die Hände faltend. „Wird der König von Hannover hier bleiben?" fragte sie nach einer Pause.

„Es scheint so," erwiederte Herr von Reischach, — „er wohnt im Hause des Baron Knesebeck in der Wallnerstraße, wo ihm die Gräfin Wilczek ihre Etage abgetreten hat, — ich habe aber gehört, daß er bald nach Hietzing in die Villa des Herzogs von Braunschweig ziehen will. — Ich würde es viel richtiger halten," fuhr er fort, „daß der König nach England ginge, — er ist doch englischer Prinz von Geburt, und wenn es ihm dort gelingt, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, was bei seiner liebenswürdigen Persönlichkeit nicht schwer sein kann, so ist England die einzige Macht, die vielleicht etwas für ihn thut — und thun kann, — aber er ist nicht dazu zu bewegen — und Graf Platen scheint mir sehr wenig geeignet, den König zu festen Entschlüssen zu bewegen."

„Graf Platen war bei mir," sagte die Gräfin Clam, — „er glaubt nicht an die Annexion von Hannover." —

„Dieß Völkchen spürt den Teufel nie, — bis daß er sie am Kragen hat," rief Herr von Reischach, — „da ist der General Brandis, ein einfacher alter Soldat mit scharfem, klarem Verstand, er wäre wohl der beste Rathgeber für den König in einer Lage, in der nur feste und schnelle Entschlüsse zu Etwas führen können, — aber er findet keine Unterstützung bei Platen." —

„Wie viel Unglück haben diese wenigen Tage geboren!" rief die Gräfin Frankenstein.

„Nun," sagte Herr von Reischach aufstehend, — „Sie müssen sich mit dem Glück trösten, das in Ihrem Hause erblüht, — ich wette, daß die Gedanken der Comtesse Klara," fügte er lächelnd hinzu, „sich mit recht heitern Bildern beschäftigen."

Die junge Gräfin fuhr aus ihren Gedanken auf, ein flüchtiges Erröthen flog über ihr Gesicht und lächelnd sagte sie:

„Was wissen Sie von den Gedanken junger Damen?"

„Ich weiß soviel davon," erwiederte Herr von Reischach, „daß ich meiner kleinen Comtesse jetzt keine Puppe mehr mitbringen dürfte, sie müßte denn eine grüne Uniform mit rothen Aufschlägen tragen —"

„Ich will weder Puppen noch sonst etwas von Ihnen," — antwortete mit lächelndem Schmollen die junge Gräfin.

Herr von Reischach und die Gräfin Clam brachen auf. Gräfin Frankenstein und ihre Tochter geleiteten sie bis zur Thüre und waren kaum einige Augenblicke allein gewesen, als ein Diener eintrat und sagte:

„Es ist ein Herr da, welcher die Frau Gräfin dringend um einen Augenblick Gehör bittet.“

„Wer ist es?“ fragte die Gräfin erstaunt, denn sie hatte wenig Beziehungen außerhalb der abgeschlossenen Welt ihrer Gesellschaft.

„Hier ist seine Karte!“ sagte der Diener, der Gräfin eine Visitenkarte reichend, „er versichert, es wäre von größtem Interesse für die Frau Gräfin, ihn zu hören.“

Die Gräfin Frankenstein nahm die Karte und las mit erstauntem Ausdruck: „E. Balzer, Wechselagent.“

Ein dunkles Roth flog über das Gesicht der Comtesse Klara, ängstlich blickte sie zu ihrer Mutter herüber und drückte ihr Taschentuch an die Lippen.

„Ich verstehe nicht,“ sagte die Gräfin, „was die so völlig unbekannte Persönlichkeit von mir wollen kann, — indeß — führen Sie ihn herein!“

Einige Augenblicke darauf trat Herr Balzer in den Salon.

Er war schwarz gekleidet und sein gemeines Gesicht trug den Ausdruck einer gewissen ernsten Würde, die durchaus nicht recht darauf haften wollte.

Er näherte sich den Damen mit einer Bewegung, in welcher sich die kecke Sicherheit des Habitués der Kaffeehäuser mit der verlegenen Befangenheit vermischte, welche jeder an schlechte Gesellschaft gewöhnte Mensch beim Eintritt in einen wirklich vornehmen Salon empfindet.

Die Gräfin Frankenstein sah ihn mit stolzem und kaltem Blick an, während Klara ihr großes Auge nach einem schnellen Blick auf diese gemeine Erscheinung niederschlug und zitternd erwartete, was die Ursache dieses außergewöhnlichen Besuches sein würde.

„Ich habe eingewilligt, Sie zu empfangen, mein Herr,“ sagte die Gräfin mit vornehmer Ruhe, — „und bitte Sie, mir zu sagen, was Sie mir für mich Wichtiges mitzutheilen haben.“

Herr Balzer verneigte sich mit affektirter Würde und sprach:

„Es ist eine sehr traurige Angelegenheit, gnädigste Gräfin, welche mich zu Ihnen führt, — eine Angelegenheit, in welcher wir, Sie und ich, — oder eigentlich Ihr Fräulein Tochter ein gleiches — ein gemeinsames Interesse haben.“

Klara's Augen richteten sich mit dem Ausdruck tiefen Erstaunens und peinlicher Erwartung auf ihn, die klaren, hochmüthigen Blicke der Gräfin fragten deut=

licher als Worte: welches Interesse kann ich mit einem Mann wie Sie gemeinsam haben?

Herr Balzer sah diesen Blick und ein fast unmerkliches höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Ein allerdings sehr schmerzlicher und trauriger Fall," sagte er langsam und zögernd, „zwingt mich, Frau Gräfin, Ihnen meine Ehre anzuvertrauen und mit Ihnen zu berathen, was für alle Theile am besten zu thun ist."

„Ich bitte Sie, mein Herr," sagte die Gräfin mit eisigem Ton, „zu dem Inhalt Ihrer Mittheilung zu kommen — meine Zeit ist gemessen."

Ohne sich durch diese Mahnung irre machen zu lassen, fuhr Herr Balzer, in scheinbarer Verlegenheit seinen Hut zwischen den Fingern drehend, fort:

„Ihr Fräulein Tochter ist mit dem Lieutenant von Stielow verlobt?"

Die Gräfin sah ihn nunmehr wirklich starr vor Erstaunen an. Sie fing an zu fürchten, daß sie es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe. Ein leichtes Zittern durchflog die zarte Gestalt der jungen Gräfin, tiefe Blässe überzog ihr Gesicht, sie wagte nicht das Auge zu diesem Menschen zu erheben, von dem eine instinktmäßige Ahnung ihr sagte, daß er ihr Böses bringen müsse.

Herr Balzer zog jetzt ein Taschentuch hervor und fuhr sich damit über die Augen. Er ging in theatralischer Bewegung einige Schritte gegen die Gräfin vor und rief, indem er die Hand beschwörend gegen sie ausstreckte:

„Frau Gräfin — Sie werden mich sogleich begreifen — Sie werden verstehen, warum ich mich an Sie wende, — ich vertraue mein Schicksal Ihrer Diskretion an, nur mit Ihnen gemeinsam kann diese traurige Verwicklung gelöst werden —"

„Ich muß Sie wirklich dringend bitten, mein Herr," sagte die Gräfin Frankenstein, indem sie einen ängstlichen Blick nach dem Glockenzug warf, von welchem sie durch Herrn Balzer getrennt war — „ich muß wirklich dringend bitten, mit Ihrer Mittheilung zu beginnen —"

„Herr von Stielow" — sagte Herr Balzer, seine Augen von Neuem mit dem großen gelbseidenen Taschentuch bedeckend.

Klara faltete die Hände und hing in athemloser Spannung an seinen Lippen.

„Herr von Stielow," wiederholte Herr Balzer in einem Tone, als ob er mühsam nach Fassung ränge — „dieser leichtfertige junge Mann, der so glücklich ist im Besitz einer so liebenswürdigen, vortrefflichen Braut," —

er verneigte sich gegen Klara, welche sich mit Widerwillen von ihm abwendete, — „dieser leichtsinnige junge Mann schreckt nicht davor zurück, mich um mein häusliches Glück zu betrügen, meinen Frieden zu zerstören, — er hat ein strafbares Verhältniß mit meiner Frau!"

Mit einem leichten Schrei sank Klara auf den Fauteuil, vor welchem sie stand, und brach in stilles Weinen aus.

Die Gräfin Frankenstein blieb hoch aufgerichtet stehen. Ihr Blick ruhte stolz und fest auf diesem ihr so widerwärtigen Unglücksboten, und mit einer Stimme, in welcher kaum eine Bewegung zu hören war, fragte sie:

„Und woher wissen Sie das, mein Herr? Sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

„Leider nur zu gewiß!" rief Herr Balzer pathetisch, indem er abermals das Taschentuch vor die Augen hielt, welche durch das wiederholte Reiben bereits roth geworden waren.

„Seit einiger Zeit bereits," sagte er, „hatten Freunde mich gewarnt, — aber im Vertrauen auf meine Frau, — ich liebe meine Frau, gnädigste Gräfin, — ach, sie war mein ganzes Glück, — wollte ich diesen Warnungen nicht glauben, — und als die Verlobung des Herrn von Stielow mit der liebenswürdigen Comtesse" — er verneigte sich abermals gegen Klara —

„in Wien bekannt wurde, da hielt ich mich für ganz sicher, weil ich in meinem einfachen Sinn" — er legte die Hand auf sein Gilet von schwarzem Atlaß — „eine solche Verworfenheit nicht für möglich hielt."

„Nun?" fragte die Gräfin.

„Bis ich endlich durch einen Zufall — o mein ganzes Herz bebt noch, wenn ich daran denke, — bis ich endlich gestern die schreckliche Wahrheit entdeckte."

Die Gräfin machte eine Bewegung der Ungeduld.

Er warf einen Seitenblick auf die in ihrem Fauteuil bewegungslos, das Gesicht mit dem Tuch bedeckt, dasitzende junge Dame, mit der Bosheit gemeiner Naturen schien er die Qual dieser auf den Höhen der Gesellschaft lebenden Personen, die er instinktmäßig haßte, verlängern zu wollen.

„Unter den Briefen, die an mich abgegeben wurden," fuhr er nach einigem Zögern fort, „befand sich auch einer für meine Frau. Ich beachtete die Adresse nicht und in der Ueberzeugung, daß er an mich gerichtet sei, öffnete ich ihn. — Er enthielt die schreckliche, unwiderlegliche Bestätigung meines Unglücks."

Comtesse Klara schluchzte leise.

Die Gräfin fragte kalt und ruhig:

„Wo ist dieser Brief?"

Herr Balzer griff mit einem tiefen, stark hörbaren

Seufzer in die Brusttasche seines Rockes, zog ein zusammengefaltetes Billet hervor und reichte es der Gräfin.

Diese nahm es, schlug es auseinander und las langsam den Inhalt. Dann warf sie es auf den Tisch und fragte:

„Was haben Sie gethan?"

„Frau Gräfin," rief Herr Balzer immer in demselben pathetischen Ton, — „ich liebe meine Frau — sie hat sich schwer vergangen, — es ist wahr, — aber ich liebe sie dennoch, — und ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, sie zu mir zurückzuführen —"

Die Gräfin zuckte fast unmerklich die Achseln, mit einem Blick voll Verachtung maß sie die Gestalt des Wechselagenten. —

„Ich möchte sie nicht von mir stoßen, — ich möchte ihr verzeihen," fuhr dieser mit weinerlicher Stimme fort, „und deßwegen bin ich hergekommen, um mit Ihnen zu sprechen, Frau Gräfin, mit Ihnen zu überlegen, — Sie zu bitten —"

„Um was?" fragte die Gräfin.

„Sehen Sie, — ich habe gedacht," sagte Herr Balzer, seinen Hut hin und her drehend, — „wenn Sie — es ist ja doch hier in Wien jetzt ein trauriger Aufenthalt, — wenn Sie auf Ihre Güter, — oder in die Schweiz, oder an die italienischen Seen gehen wollten,

— recht weit von hier, — und wenn Sie den Lieutenant von Stielow mitnehmen würden, — dann müßte er von hier fort, — und könnte das Verhältniß mit meiner Frau nicht fortsetzen, — ich würde sie dann auch einige Zeit von hier entfernen, — nach der Hochzeit mit der liebenswürdigen Comtesse würde das junge Paar ja doch wohl auf die Familiengüter des Herrn von Stielow gehen, — er würde meine Frau vergessen, — und Alles würde wieder in Ordnung kommen, — wenn wir so gemeinsam nach demselben Plan handeln!" —

Er hatte langsam und zögernd gesprochen, oft sich unterbrechend, und mit lauernden Blicken bald die Mutter, bald die Tochter angesehen. Schon während seiner Rede war Klara aufgesprungen, die vom Weinen gerötheten Augen hatten sich mit flammender Entrüstung auf ihn gerichtet und mit ängstlicher Spannung sah sie ihre Mutter an, als er geendet, die Lippen halb geöffnet, als wolle sie sprechen, als fürchte sie, daß ihre Mutter nicht die rechte Antwort geben könne.

Die Gräfin Frankenstein richtete sich mit einer Geberde voll hohen Stolzes empor und sprach mit dem Tone eiskalter Verachtung:

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, mein Herr, welche mir noch zur rechten Zeit die Augen geöffnet, — doch bedaure ich, Ihnen in der von Ihnen

gewünschten Weise nicht zur Wiederherstellung Ihres ehelichen Glückes behülflich sein zu können. Sie werden begreifen, daß es nicht die Aufgabe der Comtesse Frankenstein sein kann, in der von Ihnen gedachten Weise den Baron Stielow von einer unter diesen Verhältnissen jedenfalls unwürdigen Passion abzuwenden und eine Verbindung fortzusetzen, für welche der Baron so wenig Rücksichten gezeigt hat. Es wird Ihnen also überlassen bleiben müssen, in welcher Weise Sie Ihre Frau zu sich zurückführen wollen und können."

Klara's Augen drückten die vollständigste Billigung der Worte ihrer Mutter aus, in stolzer Bewegung wendete sie Herrn Balzer den Rücken und blickte schweigend und gewaltsam ihre Thränen zurückdrängend durch die großen Scheiben eines der hohen Fenster des Salons.

Herr Balzer schlug wie in höchster Bestürzung die Hände zusammen und rief in ziemlich gut gespielter Verwirrung:

„Mein Gott, Frau Gräfin, — verzeihen Sie mir, wenn ich in meinem Kummer und meiner Sorge nur an mich und meine Frau gedacht und nicht überlegt habe, daß für Sie — ich glaubte, Sie wünschten diese Partie, die ja so gut ist, — und hoffte, Sie würden deßhalb mit mir gemeinschaftlich handeln wollen, um Alles zum Besten zu lenken." —

„Die Comtesse Frankenstein ist nicht in der Lage, eine Partie zu wünschen, welche ihrer nicht würdig ist und welche ihrem Herzen nicht zusagen könnte,“ sagte die Gräfin in unveränderlicher kalter Ruhe, — „ich glaube, mein Herr,“ fuhr sie dann mit einer fast unmerklichen Neigung des Hauptes fort, „daß eine Fortsetzung unserer Unterredung kaum noch nothwendig sein möchte.“ —

Herr Balzer rang die Hände und rief im Tone der Verzweiflung:

„O mein Gott, mein Gott, Frau Gräfin, — was habe ich da gethan! ich verstehe ja jetzt vollkommen, daß Ihr Fräulein Tochter unter solchen Verhältnissen diese Verbindung nicht eingehen kann, — daß ich thöricht war in meiner Hoffnung, mit Ihrer Hülfe Frieden und Glück nach allen Seiten schaffen zu können. O mein Gott! — hätte ich doch lieber geschwiegen!“

Die Gräfin sah ihn fragend an.

„Dann hätte ich,“ fuhr er in demselben Ton fort, „vielleicht noch Alles zum Guten wenden können, — jetzt, — ach Gott, jetzt ist Alles vorbei! — Sie werden das Verhältniß mit Herrn von Stielow auflösen, — die ganze Welt wird mein Unglück erfahren, — es wird einen unendlichen Skandal in Wien geben und ich werde meine Frau verstoßen müssen — ach, und ich

liebe meine Frau, — ich möchte ihr so gern verzeihen und sie zu mir zurückführen, ich werde sie für immer verlieren —"

Er hielt eine Sekunde inne und warf einen lauernden Blick auf die Gräfin, deren Züge den Ausdruck tiefen Nachdenkens annahmen.

Dann fuhr er noch lauter sprechend und noch mehr die Hände ringend fort:

„O meine gnädigste Gräfin, haben Sie Mitleid mit mir, — ich habe in vollem Vertrauen Ihnen das schreckliche Geheimniß meines Unglücks mitgetheilt, — ich sehe ein, daß Sie mir nicht so helfen können, wie ich es hoffte, seien Sie barmherzig und machen Sie es mir nicht unmöglich, meinerseits auf Wege zu sinnen, um das Schlimmste abzuwenden. Bewahren Sie mein Geheimniß. Herr von Stielow würde in seiner Wuth und Entrüstung sich an mir rächen, — er hat ja nichts zu besorgen, — es würde einen großen, großen Skandal, — das kann zwar Ihnen und Ihrer Tochter gleichgültig sein, — aber ich — und meine Frau! — O haben Sie Mitleid mit mir!" Und er machte eine Bewegung als wolle er sich der Gräfin zu Füßen werfen. Diese war, wie gesagt, nachdenklich geworden.

„Mein Herr," sagte sie, „es kann durchaus nicht mein oder meiner Tochter Wunsch sein, diese — unan=

genehme — Angelegenheit mit dem Baron Stielow zu erörtern."

Klara hatte den Kopf ihrer Mutter zugewendet und dankte ihr mit einem Blick.

„Ich werde das Verhältniß der Comtesse Klara mit Herrn von Stielow unter dem möglichst wenig auffallenden Grunde lösen, und es bleibt Ihnen dann überlassen, zu thun, was Sie für das Beste halten. Ihr Geheimniß soll bei mir gewahrt bleiben. Nochmals danke ich Ihnen für Ihre Mittheilung, die, so schmerzlich sie uns getroffen, nothwendig war und jedenfalls Schlimmeres für die Zukunft verhütet hat!"

Und sie neigte den Kopf, indem sie unverkennbar Herrn Balzer seine Entlassung andeutete.

Dieser hielt das Taschentuch abermals an die Augen und sagte mit weinerlicher Stimme:

„Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, — ich werde Ihnen immer und ewig dankbar sein, — verzeihen Sie mir — ich bitte auch das Fräulein, mir zu verzeihen, — daß ich Ihnen so traurige Botschaft gebracht. — O, mein Loos ist doch das traurigste, — wenn Sie wüßten, wie ich meine Frau geliebt habe!"

Und als würde er überwältigt von dem Uebermaß seines Schmerzes, verneigte er sich stumm und verließ den Salon.

Schnell eilte er an dem im Vorzimmer stehenden Diener vorüber die Treppe hinab, und als er das Haus verlassen, verschwand der ernste und schmerzliche Ausdruck von seinem Gesicht, ein gemeines Lächeln des Triumphs spielte um seine Lippen und vergnügt sprach er zu sich selber:

„Nun, ich glaube, ich habe meine Sache sehr gut gemacht und die tausend Gulden redlich verdient, die meine so innig geliebte Gattin mir versprochen, wenn ich ihren theuren Stielow dort losmachte. Jetzt kann sie ihn sich wieder fangen, — das wird ihr gelingen, denn das versteht sie vortrefflich, — und dann“ — fuhr er mit immer vergnügterem Lächeln fort — „werde ich ein Recht haben, mit etwas volleren Händen aus dem Goldstrom zu schöpfen, den dieser junge Millionär in ihren Schooß strömen lassen wird.“

Raschen Schrittes eilte er zu seiner Frau, um ihr Bericht über den Erfolg seiner Sendung abzustatten.

Klara aber hatte sich, als er den Salon verlassen, ohne Worte und laut schluchzend in die Arme ihrer Mutter geworfen. Nachdem der Zwang, den ihr die Gegenwart des widerwärtigen Fremden auferlegt, vorüber war, strömten ihre Thränen reichlich und lösten den starren Krampf, der ihr das Herz zusammengeschnürt hatte.

„Sei stark, meine Tochter," sagte die Gräfin, ihr sanft über das glänzende Haar streichend, — „es ist eine harte Prüfung, welche Gott Dir auflegt, — aber es ist besser, daß Du jetzt von jenem unwürdigen Verhältniß Dich losreißest, als daß dieser Schlag Dich später getroffen hätte!"

„O, meine Mutter," rief die junge Gräfin mit tiefem Schmerz, — „diese Liebe machte mich so glücklich, — er hat mich so fest versichert, daß er ganz frei sei — und ich glaubte ihm so vertrauensvoll —"

Und sich plötzlich aus den Armen ihrer Mutter erhebend, eilte sie nach dem Tische hin, auf welchem noch der Brief lag, welchen Herr Balzer ihrer Mutter gezeigt hatte.

Sie ergriff mit leichtem Zusammenschauern das verhängnißvolle Blatt und las mit großen starren Augen den Inhalt.

Dann warf sie es mit einer Bewegung des Abscheues fort und sank schluchzend in einen Lehnstuhl.

„Geh' auf Dein Zimmer, mein Kind," sagte die Gräfin, — „Du bedarfst der Ruhe! — Ich werde überlegen, wie am besten und ohne großes Aufsehen die Sache behandelt werden kann. Die Abwesenheit des Barons erleichtert das — wir werden auf's Land gehen, — ich werde das Alles ordnen, — beruhige und

sammle Dich, damit die Welt nichts merkt, — es ist unsere Pflicht, unsere Schmerzen allein zu tragen, — nur gemeine Seelen zeigen ihren Kummer der Welt, — Gott wird Dir Trost geben, und am Herzen Deiner Mutter wirst Du immer einen Platz haben für Deine Thränen."

Und sanft ihre Tochter aufrichtend, führte sie dieselbe aus dem Salon nach den innern Gemächern der Damen.

In dem großen weiten Raum tönte wieder der gleichmäßige Pendelschlag der alten Uhren durch die tiefe Stille und die Bilder der Urgroßeltern blickten wieder mit dem unveränderlichen, vornehmen Lächeln aus den Rahmen herab, — auch die Augen, die dort so ruhig und freundlich herabschauten, hatten geweint in vergangenen Tagen, und hatten mit stolzer Kraft ihre Thränen zurückströmen lassen zum eigenen Herzen, damit sie nicht das Mitleid oder die hämische Freude der Welt hervorrufen sollten, — und die ewig dahinrollende Zeit hatte nach den Stunden der Trauer und Pein wieder die Augenblicke des Glücks erscheinen lassen — es war das Alles nichts Neues in dem alten Hause des alten Geschlechtes.

Dann wurde es laut im Vorzimmer, Säbelklirren ertönte draußen, der Diener öffnete die Thüre und

herein trat der Lieutenant von Stielow, frisch blühend und heiter, mit leuchtenden Augen das Zimmer durchforschend. Befremdet blickte er den Diener an.

„Die Damen waren soeben noch hier,“ sagte dieser — „die Frau Gräfin hatte einen Geschäftsagenten empfangen, — sie müssen sich eben zurückgezogen haben, — ich will ihnen sogleich melden lassen, daß der Herr Baron —“

„Nein, mein Freund,“ rief der junge Offizier, — „lassen Sie nichts melden, — die Damen werden ja wohl bald wiederkommen und ich möchte sie ein wenig überraschen — sagen Sie nichts!“

Der Diener verneigte sich und ging hinaus.

Der junge Offizier ging einige Male im Salon auf und ab. Ein glückseliges Lächeln ruhte auf seinen Zügen, die Freude des Wiedersehens nach dieser verhängnißvollen Trennung, während welcher der Tod in so vielen Gestalten ihn drohend umringt hatte, die Aussicht auf den Ausdruck glücklicher Ueberraschung in den Augen der Geliebten — das Alles erfüllte sein jugendlich frisches Herz mit Wonne und Entzücken.

Er näherte sich dem tiefen Fauteuil, in welchem Comtesse Klara gewöhnlich neben ihrer Mutter zu sitzen pflegte, und drückte seine Lippen auf die Lehne, an welcher ihr Kopf geruht haben mußte.

Dann setzte er sich in diesen Lehnstuhl, schloß halb die Augen und überließ sich einer sanften, süßen Träumerei — und die Pendel der Uhren maßen die Zeit, welche über diese glücklichen, hoffnungsseligen Träume des jungen Mannes hinzog, mit demselben gleichmäßigen Schlag, wie die Augenblicke der Qual, welche hier soeben noch das Herz Derjenigen erfüllt hatte, deren Bild in jenen Träumen lebte.

Während der junge Offizier hier träumend saß und sein Glück erwartete, war Klara in ihr Zimmer gegangen, — ein viereckiges Gemach mit einem großen Fenster, in grauer Seide dekorirt, vor dem Fenster ein Schreibtisch, daneben eine pyramidenförmig aufsteigende Etagère mit blühenden Blumen, deren feiner Duft den Raum erfüllte. Ueber dem Schreibtisch stand auf einem eleganten Bronzegestell ein großes photographisches Bild ihres Verlobten, das er noch vor seiner Abreise zur Armee ihr gegeben hatte; in einer Nische, die in der Ecke des Zimmers hergestellt war, sah man einen Betpult mit einem schönen, in Ebenholz und Elfenbein gearbeiteten Kruzifix, — eine kleine, an der Wand hängende Schale mit Weihwasser daneben.

Das Zimmer enthielt Alles, was vornehme Eleganz und Reichthum zur Verschönerung des Lebens bieten können, — dieser Raum war so erfüllt gewesen von

Glück und Hoffnung, als die junge Gräfin ihn verlassen hatte, — und jetzt? Die Blumen dufteten wie vor einer Stunde, der Sonnenschein fiel durch das Fenster herein wie vorher, — aber wo war das Glück, — wo war die Hoffnung?

Klara warf sich auf die Kniee vor dem Bilde des Gekreuzigten, wo sie so oft Trost gefunden hatte in den kindlichen Bekümmernissen ihres früheren Lebens, sie rang die schönen weißen Hände in inbrünstigem Gebet, ihre thränenschimmernden Augen hingen an dem Bilde des Erlösers, ihre Lippen bewegten sich in halblauten, flehenden Worten, — aber nicht wie sonst senkte sich Frieden und Ruhe in ihre Seele.

In wilden Stürmen wogten ihre Gefühle durcheinander, es war tiefer, trauriger Schmerz über das verlorene Glück, es war zornige Entrüstung über das falsche Spiel mit ihrer Liebe, es war hochaufwallender Stolz über die Verachtung ihrer Gefühle, — es war endlich bitterer, eifersüchtiger Haß gegen die Unwürdige, der sie aufgeopfert war — das Alles wogte und wallte in ihrem Kopfe, in ihrem Herzen, in ihrem Blute durcheinander, und das Gebet, welches die Lippen sprachen, wollte nicht emporsteigen zum Himmel, das ruhige Licht gläubiger Ergebung wollte sich in ihrem Innern nicht entzünden.

Sie stand wieder auf und seufzte tief — es war nicht mehr Schmerz, es war Zorn, was aus ihren Augen flammte, — sie biß die weißen Zähne auf die Lippe und ging im Zimmer hin und her, indem sie die Hände auf die Brust drückte, gleich als wollte sie den wogenden Strom der Gefühle niederhalten, die ihr das Herz zu zersprengen drohten.

Dann blieb sie vor ihrem Schreibtische stehen und blickte mit zornigem, feindlichem Ausdruck auf das Bild des Herrn von Stielow.

„Warum mußtest Du in meinen Lebenskreis eintreten," rief sie, — „um mir meinen Frieden zu rauben und mich einige Augenblicke trügerischen Glückes mit so tiefen, furchtbaren Qualen erkaufen zu lassen!"

Ihr Blick ruhte lange auf dem Bilde, langsam und allmälig verschwand der Ausdruck des Zorns aus ihren Zügen, ein milder, wehmüthiger Schimmer glänzte in ihrem Auge.

„Und dieß kurze Glück war so schön!" flüsterte sie, — „ist es denn möglich, daß diese offenen, treuen Augen lügen können, ist es möglich, daß zu gleicher Zeit —"

Sie sank auf den Sessel vor ihrem Tische nieder und halb unwillkürlich einer süßen Gewohnheit der letzten Zeiten folgend, öffnete sie eine Schatulle von

Ebenholz, wunderbar schön in Perlmutter und Gold ausgelegt.

In dieser Schatulle lagen die Briefe ihres Geliebten, die er ihr aus dem Lager geschrieben, Alles kleine, flüchtige Zettel, viele stark beschmutzt von den vielen Händen, durch welche sie gegangen waren, um bis zu ihr zu gelangen — sie kannte sie alle auswendig, diese Liebesgrüße, welche so wenig und doch so viel sagten, welche sie mit so vieler Sehnsucht erwartet, mit so viel jubelnder Freude empfangen, mit so viel stiller Glückseligkeit gelesen und wieder gelesen hatte.

Wie mechanisch einer Gewohnheit folgend, nahm sie einen dieser Briefe und ließ ihr Auge langsam über die Zeilen gleiten.

Dann aber warf sie das Papier mit einer Bewegung des Abscheus fort.

„Und mit derselben Hand," rief sie, „welche diese Worte schrieb —" sie vollendete nicht und blickte düster vor sich hin. — „Aber ist es denn wahr?" rief sie plötzlich, — „kann nicht die Bosheit, der Neid, — o ich wußte es ja, daß ihm diese Frau nicht fremd war — ich habe die Schriftzüge nicht nebeneinander gesehen, nicht verglichen — — mein Gott!" schrie sie erschrocken auf, „jener unglückselige Brief liegt noch im Salon, — wenn einer der Domestiken — !" und schnell aufspringend

eilte sie aus ihrem Zimmer, durchschritt eilig die dazwischen liegenden Räume, trat in den Salon und näherte sich in rascher Bewegung dem Tisch, auf welchem das verhängnißvolle Blatt zwischen zwei Blumenvasen und einer Tapisseriearbeit lag.

Das Geräusch ihrer Schritte weckte den jungen Offizier aus seiner Träumerei. Schnell fuhr er aus der halb liegenden Stellung empor, in welcher ihn die hohe Rücklehne des Fauteuils verborgen hatte, und sah Diejenige, deren Bild seine Gedanken erfüllt hatte, in wirklicher Erscheinung und unbeschreiblicher Verwirrung vor sich stehen.

Es würde unmöglich sein, die Gefühle in Worten auszusprechen, welche die Brust des jungen Mädchens in diesem Augenblick erfüllten. Ihr Herz schlug zuerst hoch empor in freudigem Entzücken, so plötzlich den Geliebten vor sich zu sehen, mit schneidendem, erschütterndem Weh durchfuhr sie im nächsten Augenblick die Erinnerung an das, was sie für immer von dem verkörpert vor ihr stehenden Glücke trennte — ihre Gedanken schwirrten unklar durcheinander, sie hatte weder die Kraft zu sprechen, noch sich zu entfernen, unbeweglich blieb sie stehen, die großen Augen starr auf die unerwartete Erscheinung gerichtet.

Mit einem Satz war der junge Mann bei ihr, er

öffnete die Arme, als wollte er die Geliebte umschlingen, aber schnell einhaltend ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder, ergriff ihre Hand, die sie ihm willenlos überließ, und drückte einen langen, feurigen und innigen Kuß darauf.

„Hier,“ rief er, „mein holdes Glück, süße Freude meines Herzens, Stern meiner Liebe, — hier ist Dein treuer Ritter wieder, Dein Talisman hat mich beschützt, und das heilige Licht meines Sterns war stärker und mächtiger als alle die drohenden Wolken, die mich umringten.“

Und mit leuchtenden Blicken, ganz erfüllt von Glück, Liebe und anbetender Bewunderung, sah er zu ihr empor.

Sie starrte ihn an, fast ohne Ausdruck in den weit geöffneten Augen, es schien, als ob alles Blut nach ihrem Herzen zurückgeströmt sei, als ob alle ihre Gedanken, alle ihre Willenskraft gebannt wäre unter dem überwältigenden Eindruck dieser letzten Augenblicke.

Er freute sich fast dieser starren Bewegungslosigkeit, welche er dem unerwarteten, überraschenden Wiedersehen zuschrieb, und sagte:

„Der General Gablenz ist zum Kaiser gerufen und hat mich mit hieher genommen, wodurch mir früher als sonst vergönnt ist, mein süßes Glück zu begrüßen!“ —

und indem er ein goldenes Etui mit einem verschlungenen C in Brillanten aus seiner Uniform zog, fügte er mit glücklichem Lächeln hinzu: „Hier ist der von der Hand meiner Dame geweihte Talisman, welcher mich in allen Gefahren beschützt hat, — er hat stets auf meinem Herzen geruht und kann Dir erzählen, daß alle seine Schläge meiner Liebe gehörten.“ —

Er öffnete das Etui und ließ in demselben auf einer Unterlage von blauem Sammet unter gläserner Einfassung eine trockene Rose sehen.

„Jetzt,“ rief er, „bedarf ich des todten Talismans nicht mehr, da die lebendige Rose meines Glücks blühend vor mir steht!“

Er stand auf, legte sanft den Arm um ihre Schultern und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Ein leichter Schauer flog durch ihre Gestalt, ihre Augen schleuderten einen Blitz voll Zorn und Verachtung, flammende Röthe erglühte auf ihren Wangen.

Mit rascher Bewegung riß sie sich von ihm los.

„Herr Baron,“ rief sie — „ich muß Sie bitten, — Sie haben mich überrascht!“

Sie stockte — ihre Lippen zitterten, sie konnte die Worte nicht finden, sie konnte nicht aussprechen, was sie dachte und fühlte, nicht sagen, was sie sagen wollte.

Nach einem sekundenlangen Schweigen wendete sie sich, um das Zimmer zu verlassen.

Der junge Offizier stand da wie vom Blitz getroffen, — dieß fremde Wort, mit welchem sie ihn anredete, dieser Ausdruck in den Zügen seiner Geliebten sagte ihm, daß etwas vorgegangen sein müsse, daß ein Unheil aufgestiegen sei zwischen ihm und seiner Liebe, aber es war ihm unmöglich, auch nur einen klaren Gedanken darüber zu fassen, in starrem Entsetzen blickte er sie an. Als sie sich aber abwendete und ihre Schritte nach der Thüre richtete, da breitete er beide Arme nach ihr aus und rief mit einem Tone, so voll Liebe und Sehnsucht, voll Schmerz und voll banger Frage, wie er nur aus dem tiefsten und wahrsten Gefühl hervorbringen kann: „Klara!"

Sie zuckte zusammen bei diesem Ton, der die innersten Tiefen ihres zuckenden Herzens traf; sie blieb stehen, ihre Kräfte drohten sie zu verlassen, sie wankte.

Herr von Stielow war im Augenblick neben ihr, er stützte sie und führte sie zu einem Lehnstuhl, in den er sie sanft niederließ.

Dann kniete er vor ihr nieder und rief mit flehendem, angstvollem Ton:

„Um Gotteswillen, Klara, was ist geschehen, — was bewegt Dich?"

Sie hielt das Tuch vor die Augen und weinte leise, gewaltsam nach Fassung ringend.

Die Thür öffnete sich und die Gräfin Frankenstein trat ein.

Sie blickte in starrem Erstaunen auf die Gruppe, welche sie vor sich sah.

Herr von Stielow sprang auf.

„Frau Gräfin!“ rief er, „können Sie mir das Räthsel lösen, dem ich hier gegenüberstehe, — was ist mit Klara vorgegangen?“

Die Gräfin sah ihn mit ernster, ruhiger Miene an.

„Ich erwartete Sie nicht in diesen Tagen, Herr von Stielow,“ sagte sie, „sonst würde ich Befehl gegeben haben, Ihnen sogleich zu sagen, daß meine Tochter sehr leidend und angegriffen ist. — Wir müssen auf längere Zeit Wien verlassen und ich glaube, daß es unter diesen Umständen besser ist, auf die Pläne zu verzichten, welche wir für die Zukunft gebaut hatten. — Mein Kind,“ fuhr sie fort, sich zu ihrer Tochter wendend, welche noch immer leise weinend auf dem Lehnstuhl saß, — „geh' auf Dein Zimmer!“

„Klara krank?“ rief der junge Mann im Tone des höchsten Schreckens, — „mein Gott, seit wann? — doch nein, nein, es ist etwas Anderes, das hier vorgegangen — ich bitte Sie —“

Mit einer raschen Bewegung stand die junge Gräfin auf. Stolz erhob sie das Haupt und ihren Blick klar und voll auf Herrn von Stielow richtend, sprach sie zu ihrer Mutter gewendet:

„Der Zufall — oder die Vorsehung hat ihn jetzt gerade hieher geführt, — nun sei Wahrheit zwischen uns, — ich wenigstens will auch die Schuld schweigender Unwahrheit nicht tragen —"

Und ehe die Gräfin antworten konnte, ging sie mit festem Schritt auf den Tisch zu, ergriff den Brief, welcher dort noch lag, und reichte ihn mit einer Bewegung voll stolzer Würde dem jungen Offizier. Dann brach sie von Neuem in Thränen aus und warf sich in die Arme ihrer Mutter.

Herr von Stielow warf einen Blick auf das Papier.

Eine dunkle Röthe flog über sein Gesicht.

Er überflog mit den Augen die Schriftzüge, — dann sprach er, den Blick zu Boden gesenkt:

„Ich weiß nicht, wie dieser Brief hieher kommt, — doch glaubte ich — aus einigen Worten Klara's zu schließen, daß ihr eine Verirrung bekannt sei, der ich verfallen war, — ich glaubte, daß sie trotz der Vergangenheit mir ihr Herz geschenkt habe, und ich begreife nicht —"

Klara richtete sich auf und sah ihn mit flammendem Blick an.

„Trotz der Vergangenheit!“ rief sie, — „ja, — weil ich Ihrem Worte glaubte, daß dieß Alles der Vergangenheit angehöre, — ich wußte nicht, daß ich mit dieser Vergangenheit mich in die Gegenwart theilen sollte!“ —

„Aber mein Gott!“ rief Herr von Stielow, sie erstaunt anblickend, — „ich verstehe nichts mehr, — — wie kann ein alter Brief —“

„Ein alter Brief?“ sagte die Gräfin Frankenstein streng, — „er ist acht Tage alt.“

„— Und trägt das Datum des letzten Briefes an mich!“ rief Klara mit flammenden Blicken.

Herr von Stielow blickte erstaunt auf das Papier. Seine Augen öffneten sich weit. Stumm starrte er lange auf den Brief, den er unbeweglich vor seine Augen hielt.

Endlich wendete er sich mit blitzenden Augen und hochgeröthetem Gesicht zu den Damen.

„Ich weiß nicht, welcher Dämon hier sein Spiel hat — ich weiß nicht, wer zwei Herzen von einander reißen will, die Gott für einander bestimmt hat; — Frau Gräfin,“ fuhr er fort, „Sie sind mir Wahrheit schuldig, ich fordere Sie von Ihnen, — wer gab Ihnen dieß Papier?“

Klara's Augen hafteten gespannt auf dem Gesicht des jungen Mannes. Ihr Busen wogte auf und nieder.

Das Gesicht der Gräfin zeigte den Widerwillen, den ihr dieß ganze Gespräch einflößte, — kalt antwortete sie:

„Ihr Ehrenwort, über die ganze Sache zu schweigen!"

„Ich gebe es," sagte Herr von Stielow.

„Nun denn," sagte die Gräfin, „dieser Brief ist irrthümlich an den Mann der — Dame — gelangt, und er —"

„Betrug! schändlicher Betrug!" rief Herr von Stielow halb zornig, halb frohlockend, — „ich durchschaue den Grund desselben noch nicht ganz, — aber sei er, welcher er wolle — Frau Gräfin, — Klara, — dieser Brief ist ein Jahr alt, — sehen Sie hier, — wenn Sie genau zusehen, werden Sie es bemerken, das Datum ist frisch geschrieben, — es ist eine schändliche Intrigue!" —

Und er reichte das Blatt der Gräfin.

Diese streckte die Hand nicht aus, um es zu berühren. Ein kalter Blick traf den jungen Mann. In Klara's Augen leuchtete ein Strahl der Hoffnung auf, — ein liebendes Herz ist so geneigt zum Glauben und Vertrauen.

Herr von Stielow warf das Papier fort.

„Sie haben Recht, Frau Gräfin," sagte er, stolz sich aufrichtend, — „das ist eine Beweisführung für Advokaten!"

Und er trat zu Klara, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder, zog das Etui mit der trockenen Rose aus seiner Uniform und legte die Hand darauf.

„Klara," sprach er mit innigem, liebevollem Tone, welcher aus der Tiefe seiner Seele hervorklang, „bei diesem heiligen Andenken an die erste Stunde unserer Liebe, bei diesem Talisman, der mich begleitet hat in die Schrecken der Schlacht, schwöre ich Dir: Dieser Brief ist geschrieben vor einem Jahre, ehe ich Dich gesehen," — er erhob seine Hand und berührte leicht mit den Fingerspitzen ihre Brust. „Bei diesem reinen, edlen Herzen schwöre ich Dir, daß kein Gedanke an jenes Irrlicht, dessen Lockung ich früher gefolgt war, in mir gelebt hat, seit ich Dir gehöre, seit in Deiner Liebe mir der reine Stern meines Lebens aufgegangen ist, dem ich treu bleiben werde bis zum Tode!"

Er stand auf.

„Frau Gräfin," sagte er mit ernster, ruhiger Stimme, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Edelmann, bei meinem Namen, der von Geschlecht zu Geschlecht ehrenvoll durch die Jahrhunderte getragen ist, bei meinem

Degen, den ich ohne Vorwurf in diesen furchtbaren Tagen gegen die Feinde Oesterreichs getragen, — daß das Datum dieses Briefes gefälscht ist und daß ich, seit Klara mir ihre Liebe geschenkt, mit jener Frau keine Sylbe gewechselt habe, daß keiner meiner Gedanken bei ihr gewesen ist, es sei denn in reuiger Erinnerung an eine vergangene Verirrung meines Herzens! — Ich frage nicht, ob Sie meinen Worten glauben," fuhr er fort, — „die Gräfin Frankenstein kann keinen Zweifel in das Wort eines Edelmanns und eines österreichischen Offiziers setzen, der das Glück seines Lebens nicht um den Preis einer Lüge erkaufen würde. — Dich aber frage ich," sagte er in warmem Tone, sich zu der Comtesse wendend, deren strahlende Augen mit glücklichem Ausdruck an ihm hingen, — „ob Du glaubst, daß mein Herz Dir gehört ohne Rückhalt und Zweifel, ob Du nun, da die Vergangenheit einmal klar und unverhüllt zwischen uns zur Sprache gekommen ist, der Stern meines Lebens bleiben willst, oder ob ich in dunkler Einsamkeit den Weg gehen soll, den meine Hoffnung mir sonnig und blütenreich gezeigt hat!"

Er senkte die Augen und wartete schweigend.

Mit dem Ausdruck unendlicher Liebe sah ihn die junge Gräfin an. Ein glückliches Lächeln schwebte um ihre Lippen. Mit leisem Schritt schwebte sie zu ihm

hin; dicht vor ihm blieb sie stehen, in reizender Bewegung streckte sie ihm die Hand hin.

Er schlug die Augen empor und begegnete ihrem sanften, schimmernden Blick, sah ihr liebliches Lächeln, ihr leichtes Erröthen. Schnell öffnete er weit seine Arme und sie lehnte sich an ihn und barg das Haupt an seiner Brust.

Mit glücklichem, mildem Lächeln sah die Gräfin auf das schöne Paar und eine lange Stille herrschte in dem hohen Gemach.

Die alten Uhren aber maßen mit ihrem ruhigen Pendelschlag auch diese Augenblicke — die Augenblicke, die in ewigem Gleichmaß sich folgen — und sich nimmer gleichen im steten Wechsel des kurzen Glückes und der langen Schmerzen, welche das Leben der Menschen auf Erden bilden.

Als am späten Abend Klara in ihr stilles Zimmer zurückkehrte, da legte sie das goldene Etui mit der trockenen Rose auf ihr Betpult zu den Füßen des Christusbildes nieder, und dießmal stieg ihr Gebet so leicht beschwingt zum Himmel empor, wie die Blumendüfte des Frühlings, und in ihrem Herzen tönte es in so reinen, wunderbaren Melodieen, wie der Lobgesang der Engel, welche den Thron der ewigen Liebe umringen.

Meding, Oskar,

Um Szepter und Kronen Zeitroman

Bd.: [1],3

Stuttgart 1874